

**„Der Grad der sozialen Integration iranischer MigrantInnen in  
der Bundesrepublik Deutschland in Abhängigkeit von ihren  
Lebensgewohnheiten“**

**„Ein Statusbericht am Beispiel des Ernährungs- und Konsumver-  
haltens von im Bundesland Hessen lebenden IranerInnen“**

Vom Fachbereich

Agrarwissenschaften, Ökotrophologie und Umweltmanagement an der



Justus-Liebig-Universität Giessen

zur Erlangung des akademischen Doktorgrades

**D i s s e r t a t i o n**

vorgelegt von

Diplom-Ökotrophologe Shahriar Daneshjoo

aus Weiterstadt

## Danksagung

In 36 erfahrungsreichen Jahren lernte ich viele Menschen schätzen, die heute für mich von großer Bedeutung sind. Aus Platzgründen spreche ich an dieser Stelle nur 3 von ihnen meinen besonderen Dank aus. Sie ermutigten und förderten mich, teilten mit mir die schwierigen und die schönen Momente während der Entstehung dieser Dissertation und fieberten letztlich bei der Disputation mit:

Ich danke meiner wunderbaren Ehefrau *Sabine* für ihr uneingeschränktes Verständnis in allen Momenten jener Freizeit, die in den letzten Jahren zugunsten dieser Studie geopfert wurde!

Ich danke meinem Bruder *Shahram* dafür, dass er mich immer wieder in schwierigen Momenten ermutigte und mit seiner mentalen Unterstützung dazu beitrug, diese Studie zu vollenden!

Ich danke Herrn *Professor Dr. Andreas A. Bodenstedt* für die Annahme der Dissertation und sein Engagement zur wissenschaftlichen Betreuung der vorliegenden Arbeit.

*Shahriar Daneshjoo*

*Weiterstadt, April 2003*

# *Inhaltsverzeichnis*

<b>1.</b>	<b>Einleitung.....</b>	<b>5</b>
<b>2.</b>	<b>Grundsätzliches zur Migrationssoziologie.....</b>	<b>8</b>
2.1	Historische und moderne Migrationssoziologie .....	8
2.2	Soziologischer Zugang und Forschungstradition .....	11
2.3	Forschungstradition .....	12
2.4	Länderspezifische Migrationbewegungen .....	16
2.5	AusländerInnen in Deutschland.....	21
2.5.1	IranerInnen in Deutschland.....	27
2.5.2	Ursachen und Hintergründe der Migration von IranerInnen in die Bundesrepublik Deutschland .....	30
2.5.2.1	Iranische MigrantInnen vor 1978 in der Bundesrepublik Deutschland .....	30
2.5.2.2	Iranische MigrantInnen <i>nach</i> 1978 in der Bundesrepublik Deutschland: .....	32
<b>3.</b>	<b>Soziale Integration .....</b>	<b>36</b>
3.1	Explication der Begriffe „Integration“, „Assimilation“ und „kulturelle Identität“ .....	36
3.2	Von der Migrations- zur Minderheitenforschung durch „qualitative Forschungsmethoden“ .....	59
3.3	Kulturell-ethnische Differenz versus Integration .....	61
3.4	Inländische Konzepte zur Integration der ausländischen Bevölkerung.....	64
<b>4.</b>	<b>Einführung in die ernährungssoziologischen Aspekte der Migration ...</b>	<b>68</b>
4.1	Grundsätzliches: Was ist das Forschungsfeld der Ernährungssoziologie? ...	68
4.1.1	Verhaltens-Regulations-Modell.....	72

4.1.2	Ernährungsverhalten .....	76
4.1.3	Ernährungsgewohnheiten.....	78
4.1.4	Lebensmittelpräferenzen.....	84
4.1.5	Ernährungsmuster und Einstellungen zur Ernährung .....	88
4.2	Soziale und psychologische Funktionen von Nahrungsaufnahme – eine Kompilation .....	90
4.3	Einige Hypothesen für den weiteren Verlauf der Arbeit .....	93
4.4.	Qualitative Migrationsforschung .....	94
4.4.1	Forschungsmethode und „interpretatives Paradigma“ .....	94
4.4.2	Das Interview als Forschungsmethode .....	96
4.4.3	Das qualitative lebensgeschichtlich orientierte Interview .....	98
4.4.4	Auswahlkriterien bezüglich der Interview-Partner/innen (Befragten) . .....	103
4.4.5	Erstellen qualitativer Interviews – einige zusätzliche Bemerkungen	105
<b>5.</b>	<b>Auswertung Daten „IranerInnen in Deutschland“.....</b>	<b>115</b>
<b>6.</b>	<b>Schlussfolgerungen und Ausblick.....</b>	<b>150</b>
<b>7.</b>	<b>Zusammenfassung .....</b>	<b>156</b>
	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>161</b>
	<b>Anhang.....</b>	<b>177</b>
	A1: Sonnenmodell .....	177
	A2: Fragebogen.....	178

## **Tabellen und Abbildungen**

Tabelle 1: Herkunftsstaaten von AusländerInnen in der Bundesrepublik

Deutschland, Stand Dezember 1997: .....27

Abbildung 2: IranerInnen im Vergleich zu anderen ausländischen

Bevölkerungsgruppen. ....28

Abbildung 3: Die Entwicklung der iranischen Bevölkerung in der Bundesrepublik

Deutschland .....29

Abbildung 4: Die Entwicklung der ausländischen Bevölkerung in der

Bundesrepublik Deutschland insgesamt .....30

## 1. Einleitung

Diese Studie befasst sich mit der sozialen Integration der in der Bundesrepublik Deutschland lebenden IranerInnen und der Rolle ihrer Lebensgewohnheiten in diesem Prozess..

Lebensgewohnheiten bilden sich aus der kulturellen Identität einer Gesellschaft heraus. Sie schließen u.a. die Ernährungs- und Konsumgewohnheiten der Menschen ein und prägen ihr diesbezügliches Verhalten, d.h. ihre Verzehrs- und Verbrauchsgewohnheiten..

Die kulturelle Identität ist das wichtigste Kriterium, durch das sich Gesellschaften und ihre Akteure, also die Menschen, voneinander unterscheiden. Das menschliche Verhalten - als Summe aller gewohnheitsmäßigen Abläufe zur Gestaltung der Lebenswelt – wird multidimensional, d. h. von einer Reihe Faktoren beeinflusst. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Einflussfaktor „Gesellschaft“, gespiegelt in der kulturellen Identität, bei der Herausbildung, Erhaltung und Veränderung dessen, was man ein „soziales System“ nennt. Beim Übertritt in eine fremde Gesellschaft (Migration, Exil, Flucht) stehen kulturelle Identität und Verzehrs-/Verbrauchsgewohnheiten auf dem Spiel. Sie können den Prozess der Eingliederung erschweren oder beschleunigen.

In der Zeit, in der diese Untersuchung erstellt wurde (1997 bis 2002), lebten etwa 114.000 IranerInnen in der Bundesrepublik Deutschland. Im Kapitel 2 der Untersuchung wird gezeigt, dass die Zahl iranischer MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland seit der islamischen Revolution im Jahr 1978 bis heute eine monoton steigende Größe ist. Die stetig wachsende Zahl der ZuwandererInnen aus dem Iran war neben meinem eigenen Schicksal ein weiterer Beweggrund für mich, diese Studie durchzuführen. Es ist deutlich zu erkennen, dass die Bundesrepublik bei den zur Auswanderung entschlossenen IranerInnen immer mehr als „Migrationsziel“ an Bedeutung gewinnt. Von der Tatsache ausgehend, dass bereits etwa 114.000 IranerInnen ein „Bestandteil“ der bundesdeutschen Gesellschaft (geworden) sind, befasst sich die vorliegende Studie - unter Bezugnahme auf die Folgen der Migration – mit der Frage, welchen Grad an Integration diese

Gruppe im neuen sozialen Umfeld aufweist und welche Rolle das Ernährungs- und Konsumverhalten, als Teil ihrer kulturellen Identität dabei spielt!

Menschen handeln, d. h. sie richten ihr Tun nach vorgestellten Zielen aus. Sind andere Menschen Ziel dieser Aktivität, spricht man von „sozialem Handeln“. Zusammen mit den Konsequenzen und Relikten des Handelns, wird dies alles gelehrt, gelernt, eingeübt, es ist die Kultur einer Gruppe, die wir Gesellschaft nennen, oder auch „soziales System“. Das Bild, das Menschen von sich selbst und der Kultur ihrer Gruppe entwerfen, ist ihre „kulturelle Identität“. Zu ihren unendlich vielen Facetten gehören die Ess-/Trink-/Verzehrs-/Verbrauchs-Gewohnheiten. Sie gelten sogar als besonders dauerhaft, sie begleiten den Menschen auch, wenn er das gesellschaftliche Umfeld wechselt.

Eine typische Eigenschaft der sozialen Systeme besteht darin, dass sie aus „Akteuren“ bestehen, die wiederum untereinander interaktiv sind. Sie pflegen eine Beziehung zueinander und führen auf diese Weise dazu, dass die Gesellschaft von außen als „soziales System“ erkannt wird. Diese Studie beabsichtigt ein Verständnis darüber, wie sich die Veränderung früherer „Gewohnheiten“ - als Resultat der kulturellen Identität – bei den Befragten auf die Gestaltung der Interaktion innerhalb des hiesigen sozialen Systems, die neue Lebenswelt, auswirkt. Dabei versuche ich, mit Hilfe der Interview-Methode zu ergründen, wie sich die Integration aus der subjektiven Sichtweise der IranerInnen in der Bundesrepublik Deutschland erfassen und interpretieren lässt. Diese subjektive Sichtweise ist der Gegenstand des empirischen Teils der vorliegenden Studie.

Bei der Wahl der Methode zur Durchführung der Befragung schließe ich mich der Meinung vorausgehender Forscher an, die das Untersuchen des menschlichen Verhaltens weder in rein verhältnismäßigen Bezugsgrößen noch unter Bezugnahme auf die quantitative Erfassung der so genannten „objektiven Wirklichkeit“ versucht haben. Die Befragung in der vorliegenden Studie basiert auf dem Prinzip eines „teilstrukturierten Interviews“.

Im allgemeinen konzentriert sich mein Interesse an dieser Studie darauf, die soziale Integration *von* und *für* die iranische Minderheit in der Bundesrepublik

Deutschland mit Hilfe einer qualitativ gesteuerten Methode zu erfassen und anschließend zu fördern.

*Shahriar Daneshjoo*

*Weiterstadt, April 2003*



## 2. Grundsätzliches zur Migrationssoziologie

Die *Migrationssoziologie* beschäftigt sich mit der soziologischen Analyse von *Wanderungsbewegungen* und den sozialen Folgen von *Zuwanderung* im jeweiligen *Einwanderungsland*. Die sozialen, politischen und ökonomischen Ursachen von *Auswanderung* aus einem bestimmten Land sind dabei ebenso Objekt der sozialwissenschaftlichen Betrachtung.<sup>1</sup>

In der hier vorliegenden Arbeit wird es vorwiegend um die Analyse der sozialen Folgen für die Einwanderer (MigrantInnen) gehen, um ihre sozioökonomische und psychosoziale Situation am Beispiel der *iranischen* Einwanderer in der Bundesrepublik Deutschland sowie im empirisch orientierten Teil<sup>2</sup> um die Auswirkungen ihres langjährigen Aufenthalts im Aufnahmeland auf ihre *Ernährungsgeohnheiten* und den eventuell damit im Zusammenhang stehenden *Integrationsgrad*.

Zunächst jedoch seien an dieser Stelle einige grundsätzliche Anmerkungen zum aktuellen Stand der Migrationsforschung eingebracht.

### 2.1 Historische und moderne Migrationssoziologie

Die *moderne* Migrationsforschung konzentriert sich mehr oder minder explizit auf das Thema der *Integration*. Der Stand der Integration lässt sich in *kultureller* und in *struktureller* Hinsicht analysieren, wobei die Partizipation am kulturellen Sym-

---

<sup>1</sup> Vgl.: A. Treibel, Migration in modernen Gesellschaften, soziale Fragen von Einwanderung und Gastarbeit, Mannheim/München 1990.

Vgl. auch:

F. Nuscheler, Internationale Migration, Flucht und Asyl, Grundwissen Politik, Band 14, Opladen 1995.

<sup>2</sup> Siehe Kap. 3 ff.

bolsystem und die Positionierung in der sozialen Schichtungshierarchie der Gesamtgesellschaft unterschieden werden können.<sup>3</sup>

Der Begriff der „Integration“ muss in diesem Kontext jedoch auch nach seinen verschiedenen sozialen Dimensionen befragt werden: Wenn man unter „Integration“ den Grad der *sozialen Teilhabe* oder, negativ gesagt, die *Abwesenheit von sozialem Ausschluss und Diskriminierung* versteht<sup>4</sup>, dann ist der gesellschaftliche Status von MigrantInnen von zahlreichen Faktoren abhängig, die den erreichten Stand der sozialen Integration widerspiegeln.<sup>5</sup> Unter den verschiedenen Aspekten der Integration seien an dieser Stelle folgende genannt:

- das Ausmaß der Integration von Familienmitgliedern in die familiäre Gruppe, in die eigene Ethnie, in andere Gruppen oder Organisationen und/oder in die Aufnahme- oder Herkunftsgesellschaft
- das Ausmaß der Eingliederung der MigrantInnen in ihren jeweiligen sozialen Kontext und in die jeweiligen Institutionen sowohl der Herkunfts- als auch der Aufnahmegesellschaft
- das Ausmaß der Eingliederung der Institutionen und Organisationen selbst, die im weitesten Sinne mit MigrantInnen befasst sind (z.B. Ausländeramt, Arbeitsamt, kommunale Sozialbehörden, aber auch Interessenvertretungen ausländischer MitbürgerInnen etc.), in eine Gesellschaft (und,

---

**3** Vgl.: H.-J. Hoffmann-Nowotny, Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen, in: R. Kurzrock (hrsg.), *Minderheiten*, Berlin 1974.

**4** Vgl. hierzu auch: Pierre Bourdieu u. a., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, 2. Auflage, Konstanz 1998 (UVK, édition discours); Talcott Parsons, *Social Systems*, in: *International Encyclopedia of the Social Systems* 15, 1968, S. 458-473.

**5** Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN*, Sechster Familienbericht, Berlin 2000, S. 10-12.

auf höherer Ebene, die Integration einer Gesellschaft in die regionale und globale „Dachgesellschaften“).<sup>6</sup>

Die Integration von MigrantInnen kann, allgemein gesprochen, auf dreierlei Art und Weise geschehen:

- a) durch die Aneignung des für eine gesellschaftliche Integration unabdingbar notwendigen Mindeststandards an Wissen und Fertigkeiten (Erlernen der Sprache des Aufnahmelandes, berufliche Qualifikationen etc.), auch *Akkommodation* genannt,
- b) durch die – mehr oder weniger große – Übernahme von kulturellen Werten und Normen der Mehrheitsgesellschaft, die *Akkulturation*,
- c) und schließlich durch die restlose Übernahme der „Identität“ einer Mehrheitsgesellschaft bei gleichzeitiger Aufgabe der eigenen kulturellen „Wurzeln“, also die *Assimilation*.<sup>7</sup>

*Diese Definition - in Anbetracht der drei aufeinander folgenden Arten der Integration – deutet allgemein auf einen „progressiven“ Integrationsprozess hin, bei dem MigrantInnen stufenweise ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben im Aufnahmeland intensivieren. Zu beachten ist jedoch die zu erwartende Problematik der restlosen Aufgabe der kulturellen Identität in ständiger Wechselwirkung zur Assimilation. Die restlose Übernahme einer neuen Kultur führt jedoch unter der Aufgabe der „früheren“ kulturellen Identität zu einer Identitätskrise, die sich auf den Prozess der sozialen Integration „eher kontraproduktiv“ auswirkt.*

---

**6** Vgl. ebd., S. 10.

**7** Vgl. ebd.

Vgl. hierzu auch:

Welche Form von Integration von der Aufnahmegesellschaft verlangt wird, hängt nicht zuletzt davon ab, welche Einstellung die Mehrheit zu „ihren“ Minderheiten hat, bzw. wer nach herrschendem gesellschaftlichem Konsens als Minderheiten-Gruppe eingestuft wird; dies ändert sich selbstredend im Verlaufe der historischen Entwicklung. Historisch gesehen wurde der Minderheitenbegriff in Europa zunächst auf religiöse, dann im neunzehnten Jahrhundert auf nationale Minderheiten angewandt. Ab den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verschärfte sich die Auseinandersetzung mit der „Problematik“ der nationalen Minderheiten in ganz Europa, um sich mit dem ersten Weltkrieg noch zu steigern. Seit dem Ende des ersten Weltkriegs wird die Minderheitenthematik verstärkt unter dem Aspekt des politischen und rechtlichen Schutzes der nationalen Minderheiten behandelt. Dies entspricht einer Minderheitenpolitik, die sich von ihrer US-amerikanischen Definition in der Weise unterscheidet, dass dort „ethnische“ Minderheiten als Gruppen definiert werden, die Vorurteilen und Diskriminierungen ausgesetzt sind und nur aus diesem Grund zu Minderheiten werden. Entsprechend befasst sich die in den zwanziger Jahren aufkommende Minderheitenforschung in den USA mit der Untersuchung von Vorurteilen der Mehrheit, also den Attitüden der „White Anglo Saxon Protestants (WASP)“ gegenüber den von den Vorurteilen betroffenen Minderheiten.<sup>8</sup>

## 2.2 Soziologischer Zugang und Forschungstradition

In der Migrationssoziologie lassen sich grob zwei Richtungen ausmachen: Die erste Richtung kann man als Migrationssoziologie „im engeren Sinne“ bezeichnen. Bei dieser steht der Prozess der Migration „als solcher“ im Vordergrund. Darunter ist eine Konzeptualisierung und Typologisierung von Migrationsprozessen zu verstehen, die den Umfang, die Richtung sowie die Zusammensetzung der Migrationspopulationen nach soziokulturellen und demographischen Merkmalen

---

Volker Nitzschke (hrsg.), *Multikulturelle Gesellschaft – multikulturelle Erziehung?*, Stuttgart 1982 (J. B. Metzler; Brennpunkte der Bildungspolitik 10).

<sup>8</sup> Vgl.: L. Wirth, *The Problem of Minority Groups*, in: R. Linton (hrsg.), *The Science of Man in the World* Krisis, New York 1945.

umfasst. Bei dieser Forschungsrichtung geht es vor allem darum, die *Determinanten* von Migrationsprozessen zu ermitteln.<sup>9</sup>

Die Soziologie der Migration „im weiteren Sinne“ hingegen bearbeitet diese Phänomene mehr im Hinblick auf ihre *Konsequenzen*. Diese Konsequenzen erfassen vorwiegend die Bereiche Integration und Assimilation von Einwanderern, inter-ethnische Beziehungen, den einwanderungsbedingten soziokulturellen Wandel, sowie Sozialstruktur und ethnische Schichtung. Ferner wird die Struktur sozialer Vorurteile untersucht sowie die damit verbundenen Phänomene wie Diskriminierung und Rassismus, Ghettoisierung und Segregation.<sup>10</sup>

In der hier vorliegenden Untersuchung soll Bezug auf die Migrationssoziologie *im weiteren Sinne* genommen werden, da hierbei die Konsequenzen der Migration für das Leben und die soziale Integration insbesondere der MigrantInnen aus dem Iran in der bundesdeutschen Aufnahmegesellschaft im Vordergrund des Interesses stehen.

### 2.3 Forschungstradition

Die Migrationsoziologie des späten neunzehnten Jahrhunderts befasste sich mit der typologischen Erfassung und Einordnung von Migrationsvorgängen. Ravenstein z.B. typologisierte in der damaligen Zeit die Migration nach den Kriterien der zurückgelegten Distanz und der Dauer einer Migration. Er beschrieb dabei u. a. das Phänomen der *temporären* Migration, wobei die Bezugnahme auf die zurückgelegte Distanz, also *räumliche* Aspekte, in der heutigen Zeit, in der die meisten Distanzen mit modernen Verkehrs- und Beförderungsmitteln zurückgelegt werden, keine essentielle Relevanz für Typologisierung von Migration besitzt.

---

<sup>9</sup> Vgl.: H. Kerber/A. Schmieder (hrsg.), *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*, Reinbek b. Hamburg 1994.

<sup>10</sup> Vgl. ebd.

Vgl. auch:

Fairchild (1925) ergänzte später das Modell Ravensteins durch die „Formen der Migration“. Er erweiterte Ravensteins Distanzmodelle um den Aspekt des jeweiligen Kulturniveaus im Ausgang- und Zielgebiet der Migration und differenziert zwischen friedlicher und kriegerischer Wanderungsbewegung. Heberle (1955) setzte die Arbeit mit seinem Modell der *Gesellschaftstypen*, auf die sich die Wanderung bezieht, fort und unterteilte seine Typologie in „freiwillige“ und „unfreiwillige“ Wanderung. Petersen (1958) untersuchte ebenso die Motive der Wanderung, indem er vier Hauptgruppen der Migration unterschied: Ursprüngliche, erzwungene, freiwillige und massenhafte Migration und ordnete diesen dementsprechend bestimmte Ursachenkomplexe und Interaktionstypen zu. Weiterhin unterschied er innovatorische und konservative Wanderungen. Die Menschen verlassen ihre Heimat, um etwas Neues kennen zu lernen (innovatorisch), andere wandern in Reaktion auf ihre Lebensbedingungen ab und versuchen, am neuen Wohnort das bisher gewohnte so weit als möglich zu bewahren (konservativ).<sup>11</sup>

Hoffmann-Nowotny (1974<sup>12</sup>) knüpft an die Typenbildung von Petersen an: Er differenziert Migration aber zusätzlich nach ihrem Stellenwert für die soziale Schichtung unter Berücksichtigung der Mechanismen des Ausgleichs von Macht- und Prestigebeziehungen innerhalb und zwischen den Gesellschaften. Esser (1980<sup>13</sup>) interpretiert in seinem handlungstheoretischen Ansatz - unter Bezugnahme auf eine bereits existierende und als älter zu bezeichnende Theorie - „Push-and-Pull-Faktoren“ als individuelle Entscheidungskriterien, die sowohl Wandermotive als auch den Assimilationsprozess in seinen verschiedenen Stufen zu erklären versuchen.

---

Friedrich Heckmann, Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwanderminorität, Stuttgart 1981 (Klett-Cotta).

**11** Vgl. hierzu überblicksartig auch: F. Heckmann, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992, S. 64 ff. (Enke).

**12** Vgl.: H.-J. Hoffmann-Nowotny, Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen, in: R. Kurzrock (hrsg.), Minderheiten, Berlin 1974.

Nach Blaschke (1997<sup>14</sup>) können jedoch Migrationsbewegungen - wie von Esser – kaum handlungstheoretisch erklärt werden, auch die Unterscheidung von erzwungenen und nichterzwungenen Migrationen sei nicht hinreichend. Viel mehr seien die Ursachen der Migrationen in konkrete historische und politische Strukturen eingebunden, die das Geschehen wesentlich beeinflussen. Daher sind für ihn die verschiedenen Migrationsursachen mit der Intensität ihres Eingriffes in den Migrationsprozess von signifikanter Bedeutung.

Der Terminus Migration weist allgemein auf eine *Ortsveränderung* hin. Die Beschaffenheit dieser *Ortsveränderung* ist nicht nur von Gesellschaft zu Gesellschaft und von Zeit zu Zeit unterschiedlich, sondern auch von *Blickwinkel* zu *Blickwinkel*. Treibel (1990) definiert Migration in folgender Weise:

„Migration ist der auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende *freiwillige* Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen.“<sup>15</sup>

Nach dieser Definition wird aber der *unfreiwillige* Wechsel in eine andere Gesellschaft aus der Tatsachenbeschreibung des Umstandes „Migration“ heraus extrahiert. Andere Autoren neigen dazu, den *unfreiwilligen* Wechsel als „Flucht“ zu bezeichnen.

Für den Begriff „Flucht“ gilt, dass Fluchtbewegungen auch Migrationsvorgänge sind, die jedoch vorwiegend durch „Schubfaktoren“ ausgelöst werden. Denn Flüchtlinge fliehen vor unerträglichen Situationen oder Gefahren, die sie subjektiv

---

**13** Vgl.: H. Esser, Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten, Darmstadt/Neuwied 1980.

**14** Vgl.: J. Blaschke, Migration – ein Bericht über den Forschungsstand unter besonderer Berücksichtigung internationaler Publikationen zur Arbeitsmigration seit 1991, Wiesbaden 1997.

**15** Vgl.: A. Treibel, Migration in modernen Gesellschaften, soziale Fragen von Einwanderung und Gastarbeit, Mannheim/München 1990, S. 74.

befürchten, die faktisch einzutreten drohen oder die bereits eingetreten sind. Auch hier können z.B. im Falle der sogenannten „antizipatorischen Flüchtlinge“, die in der Regel den Mittel- und Bildungsschichten angehören, bezüglich ihrer Motivation und Entscheidung fließende Übergänge zur Arbeitsmigration beobachtet werden. Den Begriff „Flüchtling“ bezeichnet Nuscheler (1995<sup>16</sup>) als Sammelbegriff, da Kriege, Bürgerkriege und Revolutionen ebenso als Ursachen der Flucht angesehen werden können wie politische, ideologische, religiöse und ethnische Zugehörigkeiten, Armut und Umweltkatastrophen.

Zusammenfassend kann man Migrationen danach einteilen, ob sie freiwillig oder erzwungen, kollektiv oder individuell erfolgen, sowie temporär sind oder dauerhaft beabsichtigt werden. Sie können nach ihrer Reichweite unterschieden werden, ob sie in Stufen erfolgen oder an bestimmte Wanderungstraditionen anknüpfen. Sie können als Kettenreaktion auftreten sowie politisch, ökonomisch, ökologisch, sozial oder kulturell veranlasst sein. Meist liegt den jeweiligen Migrationsgründen (nach Mühlum<sup>17</sup>) ein *multifaktorielles* Ursachengeflecht zugrunde<sup>18</sup>. Sie können nicht zuletzt nach der Art und Weise der jeweiligen Migrationsursache unterschieden werden oder danach, welche Auswirkungen sie in der Aufnahmegesellschaft haben.

In der heutigen Migrationsforschung untersuchen Forscher u.a. die Begriffe Heiratsmigration, Familienzuwachsmigration und Asylmigration. Aufgrund der postrevolutionär angestiegenen Anzahl der iranischen Asylsuchenden in der Bundes-

---

**16** Vgl.: F. Nuscheler, Internationale Migration, Flucht und Asyl..., a. a. O.

**17** Vgl.: A. Mühlum, Armutswanderung, Asyl- und Abwehrverhalten. Globale und nationale Dilemmata, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn 1993.

**18** Da sich die folgende Untersuchung in erster Linie mit der Migration und der damit zusammenhängenden sozialen Integration der *iranischen* Minderheit in der Bundesrepublik Deutschland befasst, möchte ich an dieser Stelle die Typologisierung von Blaschke um „die religiöse Ursache einer Migration“ erweitern. Die Verfolgung religiöser Minderheiten (Bahá'í-Religion) im Iran zählte neben den politischen Ursachen zu den wesentlichen Migrationsgründen der IranerInnen nach 1978.



republik Deutschland wird an dieser Stelle auf die Definition der Asylmigration nach Hoffmann-Nowotny eingegangen:

„...Mit dem Begriff der Asylmigration wird auf die Tatsache Bezug genommen, dass die weitaus überwiegende Zahl der Asylgesuchsteller nicht die für die Anerkennung als Flüchtling im Sinne der Genfer Konvention erforderlichen Voraussetzungen erfüllt, durch die restriktive Einwanderungspolitik der Zentrumsnationen aber gleich auf die Beanspruchung des durch die Genfer Konvention definierten Asylrechts verwiesen ist. Diese Asylgesuchsteller werden auch als Wirtschaftsflüchtlinge bezeichnet...“<sup>19</sup>

## 2.4 Länderspezifische Migrationbewegungen

Die weiter oben bereits aufgeführten Typologisierungen der Migration mögen eine richtungsweisende Rolle zur Klärung der Frage nach einer bestimmten Migrationsweise spielen, können jedoch – wie bereits von Mühlum (1993<sup>20</sup>) angeregt - die multidimensionalen Beweggründe einer Migration auf individueller Ebene und die Auswirkungen dieses Wechsels auf die „Aufnahmegesellschaft“, welche erst nach einer gewissen Phase des Aufenthaltes, also gewissermaßen

---

**19** Vgl.: H.-J. Hoffmann-Nowotny, Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen, in: R. Kurzrock (hrsg.), Minderheiten, Berlin 1974, S. 391.

In Anbetracht der Zahl der in der Bundesrepublik lebenden IranerInnen vor 1978 (ca. 19500, siehe Kap.1.3) lässt sich diese Definition –meines Erachtens- nicht unmittelbar auf die Situation der iranischen Asylsuchenden beziehen. Wenn auch die praktische Umsetzung der Definition nach Hoffmann-Nowotny eine beachtliche Ablehnung der Asylanträge der IranerInnen in der Bundesrepublik zur Folge hat bzw. im weiten Sinne zu erklären und zu rechtfertigen versucht, möchte ich andeuten, dass IranerInnen –historisch gesehen- keinen typischen Fall des „Wirtschaftsasyls“ darstellen. Die „Unzufriedenheit“ im Iran, die zum Teil in der postrevolutionären Phase auch ökonomisch bedingt sein mag, beschränkt sich auf einen zeitlichen Abschnitt zwischen den Jahren 1978 und 1993 und ist für die Geschichte der IranerInnen kein Schubfaktor zum Wirtschaftsasyl.

**20** Vgl.: A. Mühlum, Armutswanderung, Asyl- und Abwehrverhalten. Globale und nationale Dilemmata, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn 1993.

*nach* der (mehr oder weniger gelungenen) Integration eintreten<sup>21</sup>, nicht hinreichend erklären.

Die strukturellen internationalen Rahmenbedingungen der Migration können zwar theoretisch bestimmt werden, wobei aber die länderspezifische Gewichtung einzelner Aspekte von globaltheoretischen Bestimmungen nicht abgeleitet werden kann. Denn politische, soziokulturelle und sonstige Hintergründe sowie subjektive Beweggründe einzelner konkreter Migrationsbewegungen können letztendlich nur von einem bestimmten kulturellen Bezugsrahmen aus hinreichend erklärt werden.<sup>22</sup>

Ein Beispiel deterministischer Sichtweisen ist die These von den „Armutsflüchtlingen“, obwohl die historische Erfahrung zeigt, dass gerade die am stärksten von Armut betroffenen sozialen Gruppen in der Regel nicht in der Lage sind, ihren Lebensort zu wechseln.<sup>23</sup> Aber auch andere Gruppen, die durchaus dazu in der Lage wären zu fliehen, emigrieren aus den unterschiedlichsten Gründen gleichfalls nicht. Indien und China gehören mit ihrer überproportional großen Bevölkerungszahl zu denjenigen „armen Ländern“, von denen man der Erklärung der Armutsflüchtlinge nach annehmen müsste, dass sie eine erhebliche Migrationsbewegung aufweisen, was nicht der Realität entspricht.

Menschen, die ihre relativ „armen“ Heimatländer nicht verlassen, belegen den Einwand, dass man sich mit den globalen materiellen Ursachen der Migration und Flucht nicht zufrieden geben kann. Nuscheler (1995<sup>24</sup>) fasst die in der Migrationsforschung bislang diskutierten Ursachen der internationalen Migration zusammen. Er stellt fest, dass es *erstens* keine automatische Beziehung zwischen dem Bevölkerungswachstum und der Migration gebe und lehnt deshalb diese These als

---

**21** Siehe hierzu Kap. 2 über Fragen der Integration.

**22** Vgl.: Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation...*, a. a. O., S. 96 ff.

**23** Vgl.: F. Nuscheler, *Internationale Migration, Flucht und Asyl...*, a. a. O.

**24** Vgl.: F. Nuscheler, *Internationale Migration, Flucht und Asyl...*, a. a. O.

„malthusianischen Defätismus“ ab. *Zweitens* bezeichnet er internationale Migration als einen „Bumerangeffekt der ungleichen Entwicklung in der Weltgesellschaft“. *Drittens* sei die internationale Migration „die Folge der Globalisierung der Produktionsstrukturen“, die auch einen „Weltmarkt für Arbeit“ geschaffen habe. Letztlich ist nach Nuscheler die Migration als „Folge der globalen Vernetzung“ der Welt zu betrachten, die es ermöglicht, die „Bilder vom Überfluss“ auch zu den unterprivilegierten Menschen unserer Welt zu übertragen<sup>25</sup>.

Altwater/Mahnkopf betonen, dass die ArbeitsmigrantInnen spätestens seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts von den formell geregelten Arbeitsmärkten in den Aufnahmeländern in starkem Maße ausgegrenzt seien; für die Bundesrepublik bspw. gelte, dass die Arbeitslosenzahlen unter den hier lebenden MigrantInnen (d.h. den hier *legal* lebenden Einwanderern) ungefähr doppelt so hoch seien wie unter der deutschen Erwerbsbevölkerung und vor allem jugendliche MigrantInnen von Arbeitslosigkeit betroffen seien.<sup>26</sup> Ebenso sei das Arbeitsmarktrisiko für MigrantInnen aus Nicht-EU-Ländern (wie z.B. TürkInnen oder auch IranerInnen) und für ausländische weibliche Arbeitnehmer als besonders hoch zu veranschlagen.<sup>27</sup> In vielen Fällen sind MigrantInnen auf schlecht bezahlte, sozial ungesicherte („prekäre“) Beschäftigungsverhältnisse im Dienstleistungssektor (z.B. in der Gastronomie, Altenpflege etc.) verwiesen. Nicht zuletzt spielt auch der sog. „informelle Sektor“ eine immer größere Rolle, d.h. der Beschäftigungssektor hart am Rande oder außerhalb der Legalität („Schwarzarbeit“, z.B. in der Gastronomie, im

---

**25** Vgl. hierzu auch:

Elmar Altwater/Birgit Mahnkopf, Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, 2., korrigierte Auflage, Münster 1997, S. 330 ff. (Westfälisches Dampfboot).

In bezug auf die iranische Bevölkerung in der Bundesrepublik konnte mir im Interview mit einem Frankfurter Rechtsanwalt, der auf Ausländer-Recht spezialisiert ist, die ablehnende Haltung Nuschelers gegenüber einer Globalisierung von Migrationsgründen und statischen Erklärungen von Migration, insofern bestätigt werden, dass die Migrationsgründe seiner iranischen MandantInnen (unabhängig vom angestrebten Aufenthaltsstatus) auffallend vielfältig und multidimensional sind, auch wenn zugleich alle aus dem gleichen Land stammten.

**26** Vgl.: Altwater/Mahnkopf, Grenzen der Globalisierung..., a. a. O., S. 330.

**27** Vgl. ebd., S. 330 f.

Bausektor etc.).<sup>28</sup> Die hauptsächlichen Ursachen für die wachsenden Migrationsbewegungen von „Süd“ nach „Nord“ und von „Ost“ nach „West“ fassen Altvater/Mahnkopf in drei Punkten wie folgt zusammen:

- Länder der „zweiten“ und „dritten“ Welt sind immer weniger dazu in der Lage, ihr Arbeitskräftepotenzial angemessen zu beschäftigen. Besonders Besser- bzw. Hochqualifizierte finden auf ihren „heimischen“ Arbeitsmärkten keine angemessenen Beschäftigungsmöglichkeiten, was sie in vielen Fällen zur Auswanderung zwingt.
- Die heutigen Migrationsbewegungen sind keine „industrielle Migration“ mehr, sondern zuvörderst auf den *tertiären* Sektor (d.h. den Dienstleistungsbereich) gerichtet.
- Darüber hinaus kann von einer „Feminisierung“ der Migration gesprochen werden, d.h. der Frauenanteil an der Migration nimmt beständig zu. Er beträgt heute ca. 50%.<sup>29</sup>

Die Bedeutung der „länderspezifischen Migrationsbewegungen“ ergibt sich ferner daraus, dass sie in jedem Herkunftsland - aufgrund der nationalen, sozioökonomisch wie politisch und kulturgeschichtlich sehr unterschiedlichen Entwicklungshintergründe - die sozialen und individuellen Identitäten der Betroffenen mitprägen und damit vielfältige Migrationsmuster herausbilden. Diese unterschiedlichen Migrationsmuster entstehen auf einer sehr konkreten, d.h. „veralltäglichten“ Ebene und differieren nicht nur national, sondern auch *innerhalb* einer Gesellschaft. Die theoretische Bezugnahme auf internationale politisch-ökonomische, kulturelle und sonstige Verflechtungen und auf die nationalen Sozialstrukturen wäre erst vor dem Hintergrund einer differenzierten Betrachtungsweise des Entstehungs- und Entwicklungszusammenhangs konkreter Migrationasbewegungen ergiebig.<sup>30</sup>

---

**28** Vgl. ebd., S. 331.

Siehe auch:

Saskia Sassen, *Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?*, Stuttgart/München 2000, S. 39 ff. und S. 77 ff. (dva; Menschen.Medien.Märkte).

**29** Vgl. hierzu: Altvater/Mahnkopf, *Grenzen der Globalisierung...*, a. a. O., S. 331-333.

**30** Vgl. hierzu: ebd., S. 437 ff. und S. 470 ff.

Solang die länderspezifischen Unterschiede einschließlich der Besonderheiten, die einzelne Migrationsbewegungen innerhalb eines Landes voneinander abheben, nicht ersichtlich geworden sind, besteht die Gefahr, aufgrund der Existenz offensichtlicher Gemeinsamkeiten (z.B. sozialer Mobilität, soziokultureller und politischer Effekte von Modernisierungsprozessen, Diktaturen etc.) bei den Migrationshintergründen bzw. bei den Lebenssituations- und Integrationsfragen im Zielland, jene spezifischen Momente, die für den jeweils konkreten Fall (hier iranische MigrantInnen und Flüchtlinge) relevant sind, aus den Augen zu verlieren. Diese spezifischen Motive können zwar nicht von den internationalen und nationalgesellschaftlichen<sup>31</sup> Rahmenbedingungen der Migration losgelöst betrachtet werden, aber sie können auch nicht aus diesen direkt abgeleitet, sondern müssen erst ermittelt werden.

Im folgenden wird auf die Genese der iranischen Migrationsbewegungen näher eingegangen. Die nähere Beschreibung der iranischen Bevölkerungsstruktur soll zur Veranschaulichung landesspezifischer Migrationsgründe dienen<sup>32</sup>. Zunächst jedoch soll erst noch kurz auf die allgemeine Situation von AusländerInnen in der Bundesrepublik Deutschland generell eingegangen werden.

---

**31** Der Migrationsforscher Friedrich Heckmann unterscheidet zwischen *nationalen* und *ethnischen* Minderheiten. Nationale Minderheiten entstehen laut Heckmann beim Übergang vom Territorial- zum Nationalstaat; während der Territorialstaat tendenziell gleichgültig gegenüber der Zugehörigkeit seiner Bevölkerungsgruppen sei, erstrebe der Nationalstaat hingegen eine möglichst große ethnische Homogenität seiner Bevölkerung; so werden aus ethnischen Minderheiten im Nationalstaat nationale Minderheiten. Ethnische Minderheiten dagegen sind z.B. Siedlungseinwanderer, die meist über einen agrarischen Hintergrund verfügen (z.B. Farmer), oder Arbeitsmigranten, die in ein fremdes Land reisen, um dort Geld zu verdienen. Vgl.: Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*, Stuttgart 1992, S. 60 ff. und S. 64 ff. (Ferdinand Enke).

**32** Die subjektiven Migrationsgründe der IranerInnen sollen in einem späteren Kapitel Aufschluss über den Zusammenhang zwischen der ursprünglichen sozialen Zugehörigkeit und der Integrationsbereitschaft in der hiesigen Gesellschaft liefern.

## 2.5 AusländerInnen in Deutschland

Zugespitzte Meinungsäußerungen zur Einwanderungsfrage erscheinen nicht mehr politisch opportun, da das Anwachsen rechtsextremistischer und ausländerfeindlicher Übergriffe in den letzten Jahren ein teilweise beängstigendes Ausmaß erreicht hat<sup>33</sup>. Es ist aber inzwischen unter den Kombattanten der politischen „Szene“ Deutschlands gleichsam Konsens, dass man die Ausländer-Thematik, welches quasi ein Minenfeld darstellt, mit „spitzen Fingern“ anfassen und aus dem Wahlkampf möglichst heraushalten solle – woran sich dann allerdings auch in Regelmäßigkeit *nicht* gehalten wird.<sup>34</sup>

Es ist aufgrund der Anzahl sowie der Vielfalt der Herkunftsländer ausländischer MitbürgerInnen nicht zu leugnen, dass die Bundesrepublik Deutschland *de facto* längst zum Einwanderungsland geworden ist.<sup>35</sup> Damit hat sich die Situation gegenüber früheren Perioden geradezu umgekehrt: Hat Deutschland vor allem im 19. Jahrhundert und in den Jahren nach den beiden Weltkriegen viele Menschen durch Auswanderung, insbesondere nach Übersee (USA, Kanada, Südamerika, Australien, Neuseeland etc.) verloren, so kehrte sich diese Situation zumindest in Westdeutschland im Gefolge der wirtschaftlichen Prosperitätsjahre im „Wirtschaftswunder“ allmählich um, um schließlich in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in erhebliche Einwanderungsströme zu münden.<sup>36</sup> Auf gesamt-europäischer Ebene (genauer: westeuropäischer) verhielten sich die Dinge ähnlich: „Europa verlor... 1950-1959 netto 2,7 Mio Einwohner. 1960-1969 wurde die europäische Migrationsbilanz erst knapp positiv (+250.000). Die Wende zum Einwanderungskontinent kam in den 70er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts: Seit 1970 gab es auf gesamteuropäischer Ebene durchweg erhebliche Zuwande-

---

**33** Vgl.: Edition krisis (hrsg.), Rosemaries Babies. Die Demokratie und ihre Rechtsradikalen, Unkel/Rh. 1993 (Horlemann; mit Beiträgen von Robert Kurz, Ernst Lohoff, Johanna W. Stahlmann, Gaston Valdivia und Norbert Trenkle).

**34** Zu den verschiedenen Positionen der bundesdeutschen Parteien betreffs Integrations- und Ausländerpolitik siehe auch Kap. 2. 4.

**35** Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, Berlin 2000, S. 29 ff.

rung. 1970-1979 waren es 1,9 Mio., 1980-1989 dann 1,6 Mio. und 1990-1995 schließlich 2, 1 Mio.“<sup>37</sup>

In der Bundesrepublik Deutschland der „Wirtschaftswunderzeit“ der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts wurden zunehmend sog. „Fremd- oder Gastarbeiter“ benötigt und ins Land geholt, um den wachsenden Arbeitskräftebedarf zu decken, aber auch, um Arbeitsplätze besetzen zu können, die deutsche ArbeitnehmerInnen nicht mehr annehmen wollten.<sup>38</sup> Beginnend mit dem Anwerbevertrag mit Italien 1955, wurden in den Folgejahren ähnliche Vereinbarungen mit Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Portugal (1964) und Jugoslawien (1968) getroffen; die Anwerbeverträge mit Marokko (1963/66) und Tunesien (1965) fielen dagegen zahlenmäßig nicht ins Gewicht.<sup>39</sup> Zunächst wurde davon ausgegangen, dass die „Gastarbeiter“ lediglich vorübergehend in Westdeutschland arbeiten würden, um dann nach einer gewissen Zeit, wenn sie nach ihrer subjektiven Überzeugung „genug“ verdient hatten, in ihr Heimatland zurückzukehren. Aber im Verlauf der 60er Jahre konsolidierten viele dieser MigrantenInnen ihre wirtschaftliche und soziale Situation im Aufnahmeland, Bundesrepublik Deutschland und holten ihre Familien nach, womit sie eindeutig signalisierten, dass sie sich auf einen längeren, wenn nicht dauerhaften Aufenthalt einrichteten.<sup>40</sup> Charakteristisch für die damalige Situation dieser zugezogenen ausländischen Familien waren folgende Punkte:

- Wohnungsnot bzw. extrem ungünstige und beengte Wohnverhältnisse

---

**36** Vgl. ebd., S. 29.

**37** Ebd.

**38** Vgl. ebd., S. 34 ff.

Vgl. auch: Konstantin Lajios, Die allgemeine Situation ausländischer Familien in der Bundesrepublik Deutschland, in: ders. (hrsg.), Die ausländische Familie. Ihre Situation und Zukunft in Deutschland, Opladen 1998, S. 13-23 (Leske & Budrich).

**39** Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, Berlin 2000, S. 34 f.

**40** Vgl. auch: Konstantin Lajios, Die allgemeine Situation ausländischer Familien in der Bundesrepublik Deutschland, a. a. O., S. 13.

- Unzulängliche hygienische Verhältnisse
- Ghettoisierung von Familienunterkünften in überwiegend sanierungsbedürftigen Gebieten
- Wirtschaftliche Not
- Konfrontation mit unbekannten Erziehungs- und Ausbildungsanforderungen
- Ambivalenz bzw. unentschiedenes Hin- und Herschwanen zwischen Integrationsbedürfnissen und dem Erhalt der soziokulturellen Herkunftsidetität
- Übergangslose Konfrontation mit einer hochindustrialisierten und stark individualistischen Gesellschaft nach einem bisherigen Leben in agrarisch strukturierten Gesellschaften
- Rechtlich unsicherer Aufenthaltsstatus
- Anpassungsschwierigkeiten an ungewohntes Klima
- Gesellschaftliche Isolierung
- Veränderungen im alltäglichen Lebensrhythmus
- Stress durch hohen Leistungsdruck
- Schlechte Aussichten bei der Schul- und Berufsausbildung für die Kinder.<sup>41</sup>

Diese Ballung von Problemen bei ausländischen Familien führte zu einer wachsenden sozialen Isolation der MigrantInnen mit der Folge, dass sie den gleichen Status wie sozial schwache deutsche Familien zugewiesen bekamen.<sup>42</sup> Erst gegen Ende der 70er Jahre wurde das gesellschaftliche Bewusstsein der deutschen Mehrheitsgesellschaft für die sozialen Schwierigkeiten ihrer „ausländischen MitbürgerInnen“ schärfer und es wurden vermehrt Anstrengungen unternommen, die

---

<sup>41</sup> Vgl. ebd., S. 13 f.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 14.



soziale Integration zu fördern. Die freien Wohlfahrtsverbände bauten ihr Netz von sozialen Beratungsstellen für AusländerInnen aus und die Schulbehörden versuchten mit zusätzlichen Angeboten die Bildungssituation der ausländischen Kinder und Jugendlichen zu verbessern; es gab auch vereinzelt Liberalisierungen im Ausländerrecht, was Aufenthaltsrecht, Einbürgerungsmöglichkeiten usw. betraf. Diese Maßnahmen galten jedoch in erster Linie für MigrantInnen, die schon längere Zeit in der Bundesrepublik Deutschland wohnten bzw. ihren Lebensmittelpunkt hier hatten, für Asylsuchende hingegen verschärfte sich die Situation zusehends, und die Tendenz zur sich im wachsenden Maße abschottenden „Festung Europa“ ist eigentlich gleichfalls schon seit Ende der 70er Jahre beobachtbar.<sup>43</sup> Man kann somit – gleichsam als Merkregel – konstatieren: Seit dem Anwerbestopp für ausländische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen 1973 verbesserte sich *peu à peu* die soziale Situation derjenigen MigrantInnen-Gruppen, die schon längere Zeit in der Bundesrepublik Deutschland wohnten; im gleichen Maße jedoch wurde zunehmend gegenüber AsylbewerberInnen eine immer rigidere Politik betrieben, die ihren Höhepunkt in der Verschärfung des Asylrechts im Jahre 1993 fand. Dieser Prozess wurde durch die Wiedervereinigung und durch wachsende Immigrationswellen aus Südost- und Osteuropa (u.a. durch die kriegesischen Auseinandersetzungen in Ex-Jugoslawien und durch die verstärkte Einwanderung von „Russlanddeutschen“ [Aussiedlern] bedingt) noch zusätzlich beschleunigt.<sup>44</sup>

In groben Umrissen lässt sich die Schwerpunktverlagerung in der Ausländerpolitik besonders seit der Regierungsübernahme durch die Regierung Kohl 1982 *cum grano salis* wie folgt zusammenfassen:

---

**43** Vgl. ebd., S. 15. Vgl. auch: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, Berlin 2000, S. 30.

**44** Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, a. a. O., S. 37 ff.

- Ein Wandel weg von vorwiegend arbeitsmarktpolitischen hin zu innen- und ordnungspolitischen Maßnahmen ist zu beobachten, was sich u.a. in der Verlagerung von Zuständigkeiten vom Bundesarbeits- zum Bundesinnenministerium ausdrückt.
- Eine Tendenz zur Instrumentalisierung und zunehmenden Einbeziehung der Asylthematik in die ausländerpolitische Debatte ist zu konstatieren. Gegenüber Asylbewerbern wird eine zunehmend restriktive und abwehrende Haltung eingenommen.
- Die Ausländerthematik wird zunehmend politisiert und z.B. bei Wahlkämpfen für öffentlichkeitswirksame Kampagnen instrumentalisiert.<sup>45</sup>

Die Fixierung der offiziellen Politik auf innen- und ordnungspolitische Aspekte und auf die Asylthematik hat zu einer Zweiteilung der Ausländerpolitik geführt: Einerseits zu realen Verbesserungen wie der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts durch die rot-grüne Bundesregierung im Jahre 2000, welche das *jus sanguinis* („das Recht des Blutes“, d.h. das Abstammungsrecht) wenigstens teilweise durch das *jus soli* (Territorialitätsprinzip) ersetzte und fortan vor allem MigrantInnen der 2. und 3. Generation die Einbürgerung wesentlich erleichtert<sup>46</sup>; andererseits zu drastischen Verschlechterungen vor allem im Asylrecht führte: Die Einschränkung des Asylartikels 16 GG führte zwischen 1992 und 1997 zu einem Rückgang der Asylbewerber um 76%, wobei die Anerkennungsquote für politische Flüchtlinge 1997 gerade noch 4,9% betrug. Zudem wurden 1998 Leistungskürzungen für Asylbewerber beschlossen, obendrein Verschärfungen in den Bereichen Abschiebehaft und Abschiebungen sog. „krimineller“ Ausländer.<sup>47</sup>

In manchen Bereichen war die Verbesserung des Rechtsstatus von AusländerInnen *sozusagen* ein Nebeneffekt der zunehmenden EU-Integration: AusländerInnen

---

<sup>45</sup> Vgl. ebd., S. 41.

<sup>46</sup> Vgl. ebd., S. 31.

<sup>47</sup> Vgl.: Aktuell '99 – Lexikon der Gegenwart, 15. Jahrgang, Dortmund 1998, Stichworte „Asylbewerber“ und „Ausländer“, S. 46 f. und S. 53 f. (Harenberg).

aus EU-Staaten haben Niederlassungs- und Arbeitsplatzwahlfreiheit innerhalb der gesamten EU sowie das kommunale Wahlrecht; m. a. W., sämtliche wirtschaftlichen und sozialen Grundrechte.<sup>48</sup> Für die Türken, die das größte Kontingent an MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland stellen, trifft das natürlich nicht zu, weil die Türkei derzeit noch kein Mitglied der EU ist.<sup>49</sup> Dies schafft ein Zweiklassenrecht selbst unter denjenigen AusländerInnen, die schon lange in der Bundesrepublik Deutschland leben, und schließt ausgerechnet die größte ausländische Population weitgehenden von Grundfreiheiten aus.<sup>50</sup>

Über die Anteile der verschiedenen Nationalitäten an der ausländischen Population in der Bundesrepublik Deutschland gibt die folgende Tabelle Auskunft:

---

**48** Vgl.: Hans Boldt, Die Europäische Union. Geschichte, Struktur, Politik, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1995, S. 34 f. (Meyers Forum 33).

**49** Vgl. hierzu auch: Klaus Kreiser, Kleines Türkei-Lexikon – Wissenswertes über Land und Leute, München 1991, S. 61, Stichwort „Europäische Gemeinschaft“ (Beck'sche Reihe).

**50** Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, a. a. O., S. 45.

*Tabelle 1: Herkunftsstaaten von AusländerInnen in der Bundesrepublik Deutschland, Stand Dezember 1997.<sup>51</sup>*

<b>Nationalität</b>	<b>Anzahl</b>	<b>Anteil in %</b>
Türkei	2.107.426	28,61
BR Jugoslawien	721.029	9,79
Italien	607.868	8,25
Griechenland	363.202	4,93
Bosnien-Herzegowina	281.380	3,82
Polen	283.312	3,85
Kroatien	206.554	3,80
Österreich	185.076	2,51
Spanien	131.636	1,79
Portugal	132.314	1,80
Sonstige	2.252.050	30,85

Insgesamt lebten 1997 rund 7,3 Millionen (1996: 7,31 Millionen) AusländerInnen in der Bundesrepublik Deutschland, das entspricht einem Anteil von ca. 9% an der Gesamtbevölkerung.<sup>52</sup>

### **2.5.1 IranerInnen in Deutschland**

Da sich die folgende Studie zuvörderst mit der sozialen Integration der *IranerInnen* in der Bundesrepublik Deutschland befasst, möchte ich im folgenden Abschnitt diese gesellschaftliche Minderheit und ihre Struktur in der deutschen Gesellschaft sowie die Hintergründe ihrer Migration anhand der verfügbaren soziodemographischen Daten veranschaulichen.

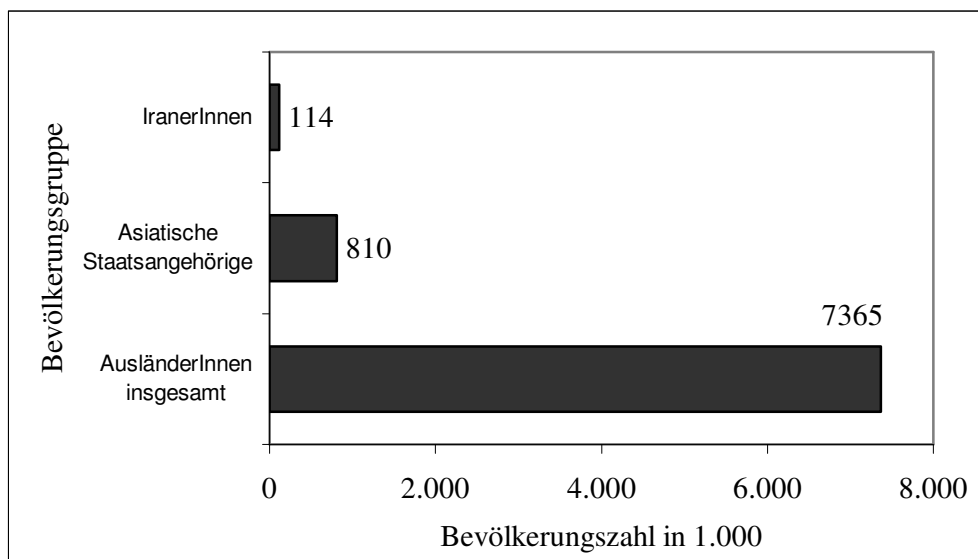
---

<sup>51</sup> Quelle: Bundesinnenministerium, URL: <http://www.bundesregierung.de/inland/ministerien>, zit. n.: Aktuell '99, a. a. O., S. 53, Stichwort „Ausländer“.

<sup>52</sup> Vgl. ebd., S. 53.

Nach Erhebungen des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden von 1997 leben ca. 114.000 iranische StaatsbürgerInnen in der Bundesrepublik. Sie bilden die größte aus Asien stammende ausländische Bevölkerungsgruppe<sup>53</sup> in der Bundesrepublik (siehe Tab. 2) und haben einen Anteil von ca. 2% der ausländischen Gesamtbevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland.

*Abbildung 2: IranerInnen im Vergleich zu anderen ausländischen Bevölkerungsgruppen.*



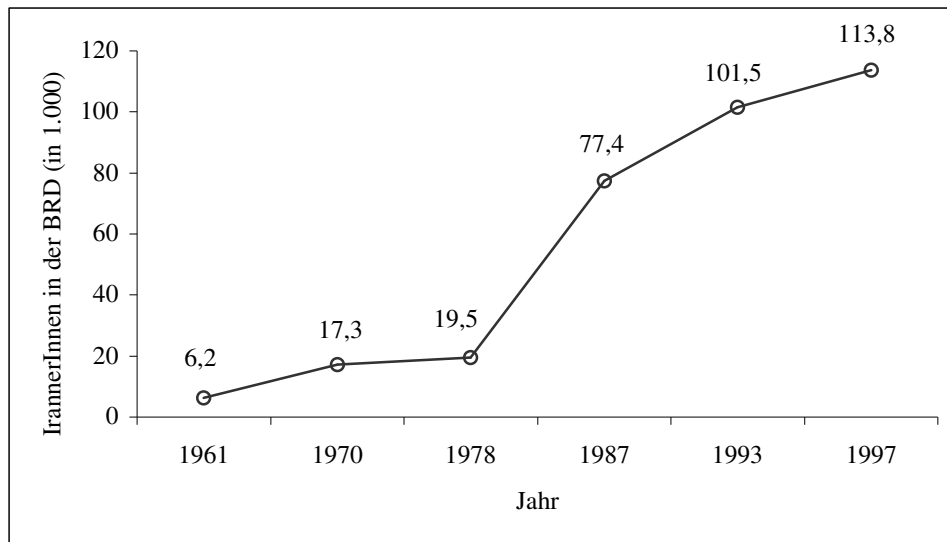
Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Das Statistische Jahrbuch 2000

Die Entwicklung der iranischen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland wurde stark von der islamischen Revolution im Jahre 1978 beeinflusst (siehe Tab. 3). Innerhalb weniger Jahre in der postrevolutionären Phase nahm die Anzahl der iranischen MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland von 19.500 im Jahre 1978 auf 101.500 im Jahre 1993 signifikant zu. Dies bedeutet eine etwaige Verfünfachung der iranischen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland, während sich die Gesamtzahl der ausländischen Bevölkerung (siehe Tab. 4) im gleichen Zeitraum lediglich um einen Faktor von 1,5 veränderte. Dies hängt un-

<sup>53</sup> Die Türkei wird in dieser Statistik nicht als asiatisches Land aufgeführt.

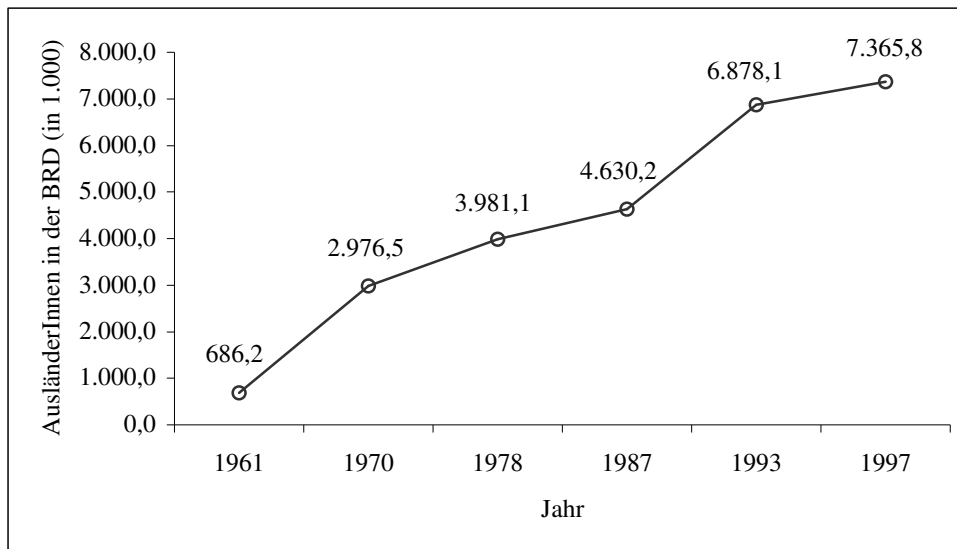
mittelbar mit der allgemeinen Fluchtbewegung im Iran zwischen den Jahren 1978 und 1993 zusammen. Denn unter „normalen“ Umständen hätte es eine wesentlich mäßigere Entwicklung geben müssen, wenn man die zahlenmäßige Entwicklung iranischer Staatsbürger in den zwei Jahrzehnten vor der Revolution betrachtet.

*Abbildung 3: Die Entwicklung der iranischen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland*



Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Das Statistische Jahrbuch 2000

*Abbildung 4: Die Entwicklung der ausländischen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland insgesamt*



Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Das Statistische Jahrbuch 2000

### **2.5.2 Ursachen und Hintergründe der Migration von IranerInnen in die Bundesrepublik Deutschland**

Allgemein kann man im Hinblick auf die iranische Geschichte zwischen zwei Phasen der Migration im Iran, nämlich zwischen prärevolutionärer und postrevolutionärer Migrationsbewegung unterscheiden. Die wesentlichen Merkmale liegen u.a. in der Typologie beider Migrationsbewegungen und in der Bildung neuer Migrationstypen nach der islamischen Revolution im Jahre 1978.

#### **2.5.2.1 Iranische MigrantInnen vor 1978 in der Bundesrepublik Deutschland**

Autoren wie Ghasemini (1996<sup>54</sup>) sprechen in bezug auf diese Epoche hauptsächlich von drei Typen der iranischen Migration: Politisches Exil, Bildungs- und Aufstiegsmigration.

---

<sup>54</sup> Vgl.: Morteza Ghasemini, Iraner und Iranerinnen in Deutschland. Migrationsgeschichte, Lebenssituation und Integrationsprobleme, von der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie – Dr. Phil. – genehmigte Dissertation, Hannover 1996.

Die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und „Persien“ (die frühere Bezeichnung für Iran) begannen bereits im Jahre 1427, jedoch entstanden die ersten Kontakte zwischen Deutschen und persischen Intellektuellen dagegen erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Ansätzen, eng verzahnt mit den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder.<sup>55</sup>

Zur iranischen Exiltradition in Deutschland trug u.a. eine von den Deutschen in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ins Leben gerufene kulturelle und politische Aktivitätstradition bei. Diese Tradition führte schon zu dieser Zeit zur Migration von iranischen Kommunisten, oppositionellen Nationalisten und Demokraten sowie Angehörigen der herrschenden politischen Elite im Iran nach Deutschland, welche in Deutschland politisch und finanziell unterstützt wurden.<sup>56</sup> Ein Beispiel dafür ist die Gründung des „persischen Komitees“ im Jahr 1915 in Berlin durch iranische Exilnationalisten, ein weiteres Beispiel stellt die Gründung der „Konföderation iranischer Studenten im Ausland“ im Jahr 1960 in Heidelberg dar, einer oppositionellen Links-Bewegung iranischer Studenten.

Zu den Hintergründen der Bildungs- und Aufstiegsmigration der iranischen Bevölkerung zählte in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die geringe Chance, an einer iranischen Universität studieren zu können. Lediglich 10% der StudienplatzbewerberInnen gelang in dieser Zeit der Zugang zu einer Hochschule im Iran, was wiederum auf den rapiden Zuwachs der jungen und städtischen Bevölkerung im Iran zurück zu führen ist<sup>57/58</sup>. Dies führte neben den staatlichen Förderprogrammen der sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten

---

**55** Vgl.: ebd., S. 98.

**56** Vgl. ebd., a. a. O.

**57** Vgl. ebd., S. 112.

**58** Zu dieser Zeit mussten BewerberInnen eine Universitätsaufnahmeprüfung (Konkur) ablegen, die nach einem Punkte-System bewertet wurde. Die beschränkten Studienplätze wurden den Punkten nach vergeben, so dass etwa 10% der TeilnehmerInnen – in diesem Ranking - der Zugang zur Hochschule gelingen konnte.



Jahrhunderts zu Bildungs- und Aufstiegsmigration einer kleineren Gruppe der iranischen StudienbewerberInnen (7-10%).

„Die Tatsache des Aufenthaltes im Ausland und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der Aufnahmegesellschaft, die damit einhergehenden Veränderungen der Bedürfnis- und Bewusstseinsstruktur sowie die Erreichung bzw. Nichterreichung des erträumten sozialen Status und eine Vielzahl anderer Faktoren (z.B. Familiengründung bzw. Heirat mit einer deutschen Frau oder einem deutschen Mann) markieren den Scheideweg, auf dem sich die BildungsmigrantInnen fraktionieren und unterschiedliche Wege einschlagen. Ein beachtlicher Teil der iranischen AuslandsstudentenInnen, die in der Bundesrepublik Deutschland studierten, kehrten nicht mehr zurück.“<sup>59</sup>

#### **2.5.2.2 Iranische MigrantInnen *nach* 1978 in der Bundesrepublik Deutschland:**

Ghasemina<sup>60</sup> beschreibt den wesentlichen Unterschied dieser postrevolutionären Migrationsbewegung zu allen anderen Migrationsmotiven des vorrevolutionären Abschnitts der iranischen Geschichte in der Entstehung neuer Migrationstypen, nämlich Kinder- bzw. Jugend-, Frauen- und Familienmigration. Weiterhin erwähnt er die emanzipierte Stellung der Frauen innerhalb der meisten iranischen Mikrogemeinschaften nach der islamischen Revolution.

Als ein besonderes Merkmal der postrevolutionären Migrationsbewegung bezeichnet Ghasemina<sup>61</sup> die noch nie zuvor in der iranischen Geschichte beobachtete Massenflucht vieler völlig unterschiedlicher sozialer, religiöser und ethnischer Gruppen. Er spricht weiterhin von einem „iranischen Exodus“ und definiert diesen Terminus in folgender Weise:

---

<sup>59</sup> Ghasemina, 1996, S. 120.

<sup>60</sup> Vgl. ebd., S. 135 ff.

„Das griechisch-lateinische Wort Exodus wird heute kaum ausschließlich im Sinne von Verlassen eines Raumes durch eine größere Anzahl von Menschen benutzt, zumal seine Gebrauchsgeschichte sehr eng mit dem gleichnamigen 2. Buch Moses bzw. mit der jüdischen Geschichte verbunden ist. Der Begriff impliziert deshalb einen politischen Inhalt und deutet auf ein politisch verursachtes Ereignis hin, das zur Emigration einer größeren Anzahl von Menschen geführt hat. Insofern ist er für die Beschreibung der postrevolutionären Flüchtlingsbewegung aus dem Iran ein zutreffender Begriff.“<sup>62</sup>

Neben den politisch Aktiven und den Bildungs- und Aufstiegsorientierten dieser Phase waren ebenso religiöse und ethnische Minderheiten im Iran von den politisch-sozialen Veränderungen postrevolutionären Charakters betroffen und entschieden sich aus diesem Grund für die Emigration ins Ausland.

Die Eskalation des „Iran-Irak-Krieges“ verursachte den neuen Migrationstyp „Kinder- und Jugendmigration“. Viele Familien schickten ihre – kurz vor der Erreichung des Wehrpflichtalters von 18 Jahren stehenden – Kinder ins Ausland, insbesondere neben den USA in die Bundesrepublik Deutschland<sup>63</sup>, damit sie dem Kriegseinsatz entkommen konnten bzw. den Folgen der Raketenangriffe auf die Hauptstadt Teheran nicht mehr ausgesetzt waren.<sup>64</sup>

---

**61** Vgl. ebd., S. 143 ff.

**62** Ebd., S. 141.

**63** Ich besuchte 1983 die 11. Klasse im Iran, als die islamische Regierung die lange Zeit vorher geschlossene iranischen Grenze öffnete und die Ausreise von Kindern und Jugendlichen bis zum Alter von 17 Jahren genehmigte. Daraufhin gab es eine Welle von Massenanträgen auf Ausreisegenehmigung, welche die Bearbeitung der Anträge bis zu 13 Monaten dauern ließ. Als Folge davon gelang es lediglich acht Schülern aus meiner Klasse (20% der gesamten Schülerzahl) in jenem Schuljahr aus dem Iran zu emigrieren. Nach meiner Information leben heute noch alle acht in den USA. Der Antrag auf Ausreise diente gerade dazu, politisch aktive Jugendliche und Kinder von religiösen Minderheiten – vor allem Bahá'í - von der Möglichkeit der Ausreise *auszuschließen*.

**64** Ghasemini, 1996, S. 154 ff.

Die gesellschaftlichen, sozioökonomischen sowie kulturellen Folgen der radikalen Islamisierung des Systems sowie des Krieges führten dazu, dass immer mehr Eltern ihren zuvor ausgereisten Kindern ins Ausland folgten. Somit entstand der Migrationstyp „Familienmigration“, der in der Nachkriegszeit eine der dominantesten Rollen unter den iranischen Migrationstypen spielt(e).<sup>65</sup>

Ein weiterer Migrationstyp im Zusammenhang mit der Revolution im Iran ist die „Frauenmigration“. Nach den postrevolutionären Veränderungen im Iran sind bedeutend mehr Frauen ins Ausland emigriert als je zuvor. Die Frauen verließen entweder das Land in Eigenregie oder als Initiatorinnen einer Familienmigration.<sup>66</sup>

All diese Migrationstypen weisen des weiteren darauf hin, dass sich die Motivationslagen von in Deutschland lebenden IranerInnen für ihre Migration z.T. stark von der „üblichen“ und vorherrschenden Gastarbeitermigration bei anderen Populationen unterscheiden.<sup>67</sup> Deshalb besteht auch keine unmittelbare Notwendigkeit, die iranischen MigrantInnen „pauschal“ zu integrieren, sondern man muss je nach Migrationstyp – z.B. Bildungs- und Aufstiegsmigration vs. der Kriegs-, Familien- und Frauenmigration – differenzierte Maßstäbe anlegen und Grade der Integrationsnotwendigkeit voneinander trennen. Nicht zuletzt hängt die Integrationsnotwendigkeit und –bereitschaft der iranischen MigrantInnen von der politischen Entwicklung in ihrem Herkunftsland selbst ab.<sup>68</sup> Im nächsten Kapitel<sup>69</sup> wird auf die Frage der sozialen Integration noch näher eingegangen werden.<sup>70</sup>

---

**65** Vgl. ebd., S. 156.

**66** Vgl. ebd., S. 161 ff.

**67** Vgl. ebd., S. 460 ff.

**68** Vgl. ebd., S. 506 ff.

**69** Siehe Kapitel 2.

**70** Ghasemini stellt in bezug auf die soziale Integration von IranerInnen in der Bundesrepublik Deutschland folgende Punkte heraus:

Die Mehrheit der iranischen MigrantInnen weist eine großstädtische Herkunft auf (79,4% der Befragten), was eine gewisse Entfremdung zwischen Eltern und Kindern zur Folge hat. Die Kinder

Zusammengefasst kann man die Bundesrepublik Deutschland als das zweitwichtigste Emigrationsziel –hinter den USA– für die IranerInnen bezeichnen, was dazu geführt hat, dass sich mittlerweile in der Bundesrepublik Deutschland eine heterogene iranische Minderheit gebildet hat, die aufgrund ihrer geringen Größe in der Vergangenheit in der Migrationssoziologie keine besondere Beachtung gefunden hat.

---

sprechen oft schlecht Persisch und orientieren sich an ihrer deutschen Umgebung bzw. an deutschen Gleichaltrigen (zu letzterem vgl. Ghasemina, 1996, S. 510 bzw. S. 439 ff.).

Die überwältigende Mehrheit der befragten IranerInnen ist gegenüber der Islamischen Republik nonkonform, obwohl nur eine Minderheit politisch aktiv ist (14,8%). Das bedeutet dann auch, dass diese Menschen in ihrer großen Mehrheit wohl mindestens so lange in Deutschland bleiben werden, wie das islamische Regime im Iran an der Macht ist.

Die Bildungs- und Aufstiegsorientierung unter den in Deutschland lebenden IranerInnen ist beträchtlich, obgleich einige erwerbslos sind.

Wenn man die Dimensionen der kulturellen Unterschiede sowie der geographischen Entfernung betrachtet, die den Iran und das Mitteleuropa voneinander trennen, weisen unterschiedliche Fraktionen und Gruppierungen der iranischen Bevölkerungsgruppe ein erstaunlich hohes Maß an sozialer und kultureller Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft auf. Dafür sind im wesentlichen die ursprünglich von der Heimat mitgebrachte soziale Zusammensetzung und das Verständnis als „Schicksalsgemeinschaft“ verantwortlich zu machen, sowie eine aktive kulturelle und wissenschaftliche Produktion in der und für die deutsche Gesellschaft. Vermittels dieser Umstände wird das positive kollektive Selbstbild der IranerInnen verstärkt, was wiederum soziale Integrationsbereitschaft sowie Bildungs- und Aufstiegswillen zusätzlich fördert.

Die Mehrheit der IranerInnen wird ihren Lebensschwerpunkt bzw. –mittelpunkt in Deutschland nicht aufgeben wollen, selbst wenn sich die politischen Verhältnisse im Iran gravierend ändern sollten. 78,7% der Befragten gibt an, dass es „zutrifft“ oder „eher zutrifft“, dass sie *unabhängig* von der politischen Lage im Iran unter den derzeitigen ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen dort nicht leben könnten bzw. wollten (vgl. Ghasemina, 1996, S. 506 f.).

### 3. Soziale Integration

Da sich das Ziel der folgenden Studie nach dem Grad der sozialen Integration der IranerInnen in der Bundesrepublik Deutschland richtet, hielt ich dies für erforderlich, in diesem Abschnitt auf theoretische Ansätze der „sozialen Integration“ in Anlehnung an Fachliteratur der „Migrationssoziologie“ einzugehen.

#### 3.1 Explikation der Begriffe „Integration“, „Assimilation“ und „kulturelle Identität“

Integration<sup>71</sup> kann allgemein als die Verbindung von Einzelpersonen/Gruppen<sup>72</sup> zu einer gesellschaftlichen Einheit - bei Anerkennung und Akzeptanz von kulturellen Verschiedenheiten - bezeichnet werden<sup>73</sup>. Integration ist ein Prozess, der oft über Generationen verläuft, und in dem eine Abnahme von Unterschieden in den Lebensumständen von Einheimischen und Zugewanderten erfolgt. Es sind – in Anlehnung an das erste Kapitel dieser Studie - vier Dimensionen des Begriffes zu unterscheiden:<sup>74</sup>

*Strukturelle Integration* ist die erste Dimension und bezeichnet einen Prozess, in dem Zuwanderer einen Mitgliederstatus in der Aufnahmegesellschaft erwerben

---

<sup>71</sup> Vgl. auch Kap. 1. 1.

<sup>72</sup> F. Heckmann unterscheidet Akkulturation bzw. Integration von *Personen* und *Gruppen*. Bei individuellen Personen betrifft dies u. a. die Motive für Handlungen und deren Veränderungen, persönliche Lernvorgänge, die Herausbildung der Fähigkeit, eine neue Kultur zu übernehmen und zu praktizieren u. a. m. Gruppenakkulturation bzw. –integration einer ethnischen Minderheit in die Aufnahmegesellschaft hingegen umfasst bspw. die Veränderungen kultureller Werte und Normen, die Wandlungen soziokultureller Strukturen, von Gruppenidentitäten, religiöser Bräuche, Normen des Zusammenlebens etc. Vgl.: F. Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*, a. a. O., S. 182.

<sup>73</sup> Vgl.: K. U. Berger, *Weltweite Migration. Hintergründe – Perspektiven für die Zukunft*, in: *Vorgänge - Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, Opladen 1997.

<sup>74</sup> Vgl.: F. Heckmann/ V. Tomei, *Einwanderungsgesellschaft Deutschland*, o. O. 1999. Vgl. auch:

Saman Rashid, *Ausländerintegration*, Diplomarbeit, Universität Heidelberg, Oktober 2000; vgl. hierzu auch: URL: [http://www.diplomarbeiten-online.com/links\\_pages/Soziologie/index.html](http://www.diplomarbeiten-online.com/links_pages/Soziologie/index.html).

sowie Zugang zu gesellschaftlichen Positionen und einen Status auf der Basis gleichberechtigter Chancen erreichen.

**Kulturelle Integration oder Akkulturation** schließt kognitiv-kulturelle Lern- und Internalisierungsprozesse bei der zugewanderten wie bei der einheimischen Bevölkerung ein, die notwendig sind für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

**Soziale Integration** und die damit zusammenhängende gesellschaftliche Mitgliedschaft bedeutet im privaten Bereich die Teilnahme und Akzeptanz bei sozialen Aktivitäten und bei Vereinsmitgliedschaften der Aufnahmegesellschaft.

**Identifikatorische Integration** ist die letzte Dimension der Integration, bei der sich die subjektive Seite der Integration in Form neuer persönlicher Zugehörigkeitsdefinitionen offenbart. Diese identifikatorische Integration kann auch als *Assimilation* bezeichnet werden, weil sie praktisch die Aufgabe der kulturellen Identität des Herkunftslandes durch den Einwanderer und die vollständige Übernahme der kulturellen Praktiken und „Weltanschauungen“ des Aufnahmelandes impliziert. Dieser Akt ist gleichsam ein „*going native*“ und kann in extremen Fällen bedeuten, dass ein Zuwanderer „einheimischer als die Einheimischen“ wird.<sup>75</sup>

In der Integrationsforschung wurde in der Vergangenheit ein empirisch vielfach bestätigtes Modell entwickelt, wonach der Prozess der Integration in mehreren Phasen erfolgt. In der ersten Phase stehen der Erwerb von sprachlichen Fähigkeiten und Kenntnissen der sozialen Regeln im Mittelpunkt. Es zeigt sich zunächst ein funktionaler Lern- und Anpassungsprozess der Zugewanderten, der als *Akko-*

---

<sup>75</sup> Esser bezeichnet Assimilation als „Sozialintegration in das Aufnahmeland“, wobei dies allerdings – das sei kritisch angemerkt – im Extremfall auch bis zur völligen Verleugnung der eigenen Herkunft führen kann.

Vgl. hierzu: Hartmut Esser, Integration und ethnische Schichtung, Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 40, 2001, S. 73 (im Internet abrufbar als pdf-Datei unter: URL: <http://www.mzes.uni-mannheim.de>).

*modation* bezeichnet wird. In einer zweiten Phase dieses Prozesses erfolgt zusätzlich die Veränderung von Werten, Normen und Einstellungen der Zugewanderten, die bis zur weitgehenden Übernahme der Kultur der Mehrheitsgesellschaft – bei wechselseitiger, aber oft ungleichgewichtiger Beeinflussung - reichen kann. Dies wird als die Phase der Akkulturation bezeichnet<sup>76</sup>.

Weiterhin bezieht sich Integration auf Einzelpersonen oder (ethnische) Gruppen, bei denen die Teilhabe auf allen Ebenen (Kultur, Schule, Ausbildung, Zugang zu allen Berufen, Ämtern, Mandaten) der Gesellschaft ermöglicht bzw. erleichtert werden soll.<sup>77</sup>

Hartmut Esser hat eine eigene Theorie der Integration entwickelt; er versteht unter „Integration“ allgemein

„den *Zusammenhalt* von Teilen in einem *systemischen* Ganzen... Die Teile müssen ein nicht wegzudenkender, ein... *integraler* Bestandteil des Ganzen sein. Durch diesen *Zusammenhalt* der Teile grenzt sich das System dann auch von einer bestimmten *Umgebung* ab und wird in dieser Umgebung als *System* identifizierbar.“<sup>78</sup>

Den Gegenbegriff zur Integration stellt für Esser die *Segmentation* dar: Die Teile stehen beziehungslos nebeneinander, sie stellen auch kein für die Umgebung identifizierbares, einheitliches System dar.<sup>79</sup> Dagegen zeichnet sich die Integration in einem System dadurch aus, dass die Elemente *in bestimmten Relationen wechselseitiger Abhängigkeit* zueinander stehen und das System in bestimmten Beziehungen zur Umgebung steht, d.h. durch *Interdependenzen* mit der Umwelt gekennzeichnet ist.<sup>80</sup>

---

<sup>76</sup> Vgl. F. Heckmann/ V. Tomei, Einwanderungsgesellschaft Deutschland, a. a. O.

<sup>77</sup> Vgl.: F. Heckmann, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation..., a. a. O., S. 181 ff.

<sup>78</sup> H. Esser, Integration und ethnische Schichtung..., a. a. O., S. 1.

<sup>79</sup> Vgl. ebd.

<sup>80</sup> Vgl. ebd.

Soziale Systeme konstituieren sich über soziale Relationen. Das sind bspw. wechselseitig aufeinander bezogene Orientierungen und Akte, soziale Kontakte, Interaktionen, Kommunikationen usw. Dabei entstehen materielle Interdependenzen, institutionelle Regelungen und kulturelle Glaubenssysteme (belief systems). Die *materiellen Interdependenzen* resultieren daraus, dass die Akteure füreinander interessante Ressourcen kontrollieren und austauschen, etwa Bildung und Humankapital gegen Arbeitsplätze und Einkommen. Die *institutionellen Regeln* tragen dazu bei, der jeweiligen Gesellschaft eine „Verfassung“ zu geben, d.h. formelle und informelle Normen zu schaffen, die das Zusammenleben garantieren und ggf. Sanktionen gegen Zuwiderhandlung installieren. Die *kulturellen Orientierungen bzw. Wertesysteme* schließlich bestehen aus gemeinsamen Überzeugungen und symbolischen Codierungen, wie typische Abläufe in typischen Situationen auszusehen haben und Legitimationsmuster herzustellen sind. Die wichtigsten Formen kultureller Wertesysteme sind kollektive Überzeugungen und „Leitideen“, wie ein gedeihliches gesellschaftliches Zusammenleben zu gestalten sei und was als legitim bzw. illegitim angesehen wird.<sup>81</sup>

Angesichts dessen lassen sich nach Hartmut Esser im wesentlichen drei grundlegende Mechanismen der gesellschaftlichen Integration unterscheiden:

- Die Integration über den Marktmechanismus (Wirtschaft)
- Die Integration über die Ausübung von Herrschaft (Politik)
- Die Integration über bestimmte Wertorientierungen der Akteure (sozialer Habitus, Glaubenssysteme, politische Überzeugungen usw.).<sup>82</sup>

---

**81** Vgl. ebd., S. 1 f.

Vgl. auch:

H. Esser, Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft, Kap. 6: Integration, Frankfurt/M.-New York 2000.

**82** Vgl.: H. Esser, Integration und ethnische Schichtung..., a. a. O. , S. 2.



Die Integration über den Markt erfolgt einzig über die materiellen Interdependenzen der Akteure, über ihre Kontrolle oder eben Nicht-Kontrolle über Ressourcen und „Kapital“. Die Integration über die Ausübung von Herrschaft ist in erster Linie Sache des Staates, der via institutioneller Regelungen und Gesetze das soziale Zusammenleben regelt. Die Integration über gemeinsame Wertorientierungen schließlich erfolgt über das Aushandeln und Austarieren von Gruppeninteressen und Gruppenkonflikten, wobei bei aller eventuell auftretenden Konfliktualität trotzdem gemeinsame Grundüberzeugungen über „Spielregeln“ und gesellschaftliche Normen bestehen, die das Austragen der Konflikte in allgemein akzeptierte Bahnen lenken.<sup>83</sup>

Vor diesem Hintergrund differenziert Esser ferner zwischen *System- und Sozialintegration*.<sup>84</sup>

„Die Systemintegration bezieht sich... auf die Integration des Systems einer Gesellschaft als Ganzheit, die Sozialintegration dagegen auf die Integration der Akteure (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) in das System hinein. Das eine Mal ist das System der Gesellschaft der Bezugspunkt der Betrachtung, das andere Mal sind es die Akteure bzw. die Bevölkerung und die verschiedenen Gruppen.“<sup>85</sup>

Die Systemintegration vollzieht sich im wesentlichen über die drei oben beschriebenen Mechanismen, also über den Markt, über institutionelle Regelungen (Staat) und über kollektive Wertorientierungen.<sup>86</sup> Die Sozialintegration hingegen lässt sich in vier Dimensionen unterteilen:

---

**83** Vgl. ebd., S. 2.

**84** Vgl. ebd., S. 3 ff. und S. 73.

Siehe auch:

David Lockwood, Social Integration and System Integration, in: George K. Zollschan/Walter Hirsch (Hrsg.), *Explorations in Social Change*, London 1964, S. 245.

**85** H. Esser, *Integration und ethnische Schichtung*, a. a. O., S. 3.

**86** Vgl. ebd., S. 73.

- Die *Kulturation* als der Erwerb von Wissen und Fertigkeiten, einschließlich der Sprache;
- Die *Platzierung* als Übernahme von Positionen und die Verleihung von Rechten;
- Die *Interaktion* als Aufnahme sozialer Beziehungen im Alltag;
- Die *Identifikation* als emotionale Zuwendung zum jeweiligen sozialen System.<sup>87</sup>

Das Aufnahmeland und die Herkunftsethnie (sowohl die im Herkunftsland als auch die ethnische Gemeinde im Aufnahmeland) sind für die MigrantInnen die beiden Bezüge der Sozialintegration. Bezüglich dessen lassen sich wiederum vier Fälle unterscheiden:

- Mehrfachintegration (in Aufnahmeland und in Herkunftsethnie gleichzeitig),
- Marginalität (als das Fehlen jeglicher Sozialintegration),
- Assimilation (vollständige Sozialintegration in das Aufnahmeland, „Vergessen“ der Herkunft)
- Segmentation (Sozialintegration in die hergebrachte ethnische Umgebung, „Parallelgesellschaft“).<sup>88</sup>

Die Assimilation kann ihrerseits in eine kulturelle, eine strukturelle, eine soziale und eine emotionale Dimension geschieden werden<sup>89</sup>.

Da nach Meinung Essers weder die Mehrfachintegration (weil zu sehr an spezielle günstige Bedingungen gebunden) noch die Marginalisierung von MigrantInnen

---

**87** Vgl. ebd.

**88** Vgl. ebd.

**89** Vgl. ebd.

(natürlich aus ethisch-politischen Gründen) eine politische Option sein kann, „gäbe es als Optionen für die Sozialintegration der MigrantenInnen nur die Alternativen der Segmentation und der Assimilation.“<sup>90</sup> Die Segmentation bedeutet eine dauerhafte Etablierung von ethnischen Gruppen als eigene gesellschaftliche Einheiten mit „systematischen Unterschieden zwischen den verschiedenen Gruppen.“<sup>91</sup> Assimilation hingegen ist nach Esser das Verwischen bzw. Verschwinden der Unterschiede zwischen den Gruppen (nach den Kriterien Bildung, Einkommen, Branchenverteilung und Heiratsverhalten bemessen) bei *gleichzeitiger* Beibehaltung der *individuellen Ungleichheiten* (z.B. nach Bildung, Einkommen, politischer oder religiöser Überzeugung, Lebensstil usw.).<sup>92</sup> Er fügt hinzu: „*Assimilation* heißt daher *nicht* die spurenlose Auslöschung aller Unterschiede zwischen den Menschen, sondern lediglich die Verringerung systematischer Unterschiede zwischen den Gruppen und die Angleichung in der *Verteilung* der betreffenden Merkmale.“<sup>93</sup> Damit versteht allerdings Esser unter „Assimilation“ etwas anderes als der sozialwissenschaftliche Mainstream oder auch die allgemeine öffentliche Meinung, die eben genau diese „spurenlose Auflösung aller Unterschiede“ und das vollständige Aufgehen in der Aufnahmegesellschaft als Assimilation begreifen – eine Definition, der ich mich in dieser Arbeit auch anschließe und nicht derjenigen Nietzschkes, die eher zur Begriffsverwirrung beitragen kann.<sup>94</sup>

---

90 Ebd.

91 Ebd.

92 Vgl. ebd., S. 73 f.

93 Ebd., S. 74. Hervorhebung im Original.

94 Die Auffassung Essers zur Assimilation hat gewisse Parallelen zu ihrer französischen Interpretation, wo unter „Integration“ i. d. R. folgendes verstanden wird: „Wir verstehen unter Nation eine materiell und moralisch integrierte Gesellschaft mit... relativ großer moralischer, mentaler und kultureller Einheitlichkeit der Bewohner, die dem Staat zugehören und sich seine Gesetze gewissenhaft zu eigen machen.“ Dominique Schnapper, *Six manières d’être européen*, Paris 1990, S. 244, zit. n.: Dietrich Thränhardt, *Integrationsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland – Institutionelle und soziale Rahmenbedingungen* (o. J.), Druckausgabe S. 14, URL: <http://www.fes.de/fulltext/asfo/#E9E2>. Davon unterscheidet sich die „multikulturelle“ Definition in Großbritannien, wo jeder Bürger bei der Volkszählung und bei anderen Verwaltungsakten einer ethnischen Gruppe zugeordnet wird, sowie die kulturellen, religiösen usw. Orientierungen als „Privatsache“ aufgefasst werden und lediglich ein öffentlicher Bereich angenommen wird, der Allen gemeinsam sein sollte. Dies wird auch als „*pluralistische Integration*“ bezeichnet. Hingegen zeichnet sich nach Thränhardt die Situation in Deutschland durch eine gewisse Diffusität und Unbestimmtheit aus, das deutsche Integrationsmodell kann weder als assimilativ noch als multi-

Für Esser unterliegt die Sozialintegration im Aufnahmeland einigen individuellen wie kontextuellen Bedingungen. Förderlich sind auf jeden Fall günstige Voraussetzungen auf den Arbeits- und Wohnungsmärkten sowie relativ geringe kulturelle wie soziale Distanzen (Stichwort: „offene Gesellschaft“) und eine einheimische Bevölkerung, wo die „soziale Spreizung“ *innerhalb dieser Bevölkerung selbst* nicht allzu groß ist und zu umfangreiche marginalisierte Gruppen entstanden sind. *Ethnische Gemeinden* behindern dagegen nach Auffassung Essers eher die Sozialintegration, ebenso wie eine zu ausgeprägte „Pendelmigration“, wo also die MigrantInnen zwischen Aufnahme- und Herkunftsland ständig hin und her pendeln. Bei den *individuellen Merkmalen* der MigrantInnen sind vor allem eine gute Ausbildung und andere nachgefragte Humankapital-Eigenschaften von Relevanz, sowie ein möglichst frühzeitiger *interethnischer Austausch*, d.h. soziale Kontakte zwischen Einheimischen und ImmigrantInnen.<sup>95</sup>

Im Prinzip sind – nach Esser – zwar ethnisch plurale *multiethnische Gesellschaften* (nach dem angelsächsischen Ideal) „als eine Kombination von gelingender Systemintegration einer Gesellschaft bei Fehlen von *Assimilation* der Gruppen theoretisch denkbar“<sup>96</sup>, jedoch *empirisch* in der überwiegenden Zahl der Fälle lediglich als System der *ethnischen Schichtung* tatsächlich vorhanden: Die unterschiedlichen ethnischen Gruppen bilden hierbei eine *Hierarchie*, „bei der die ethnischen (bzw. kulturellen und religiösen) Merkmale systematisch mit bestimmten strukturellen Variablen (wie Bildung, Einkommen, Berufstätigkeit, auch Prestige) kovariieren. Ethnische Schichtungen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Feudal- bzw. Kastensystemen.“<sup>97</sup>

---

kulturell angesehen werden, sondern ist „ein bisschen von allem“. Vgl. D. Thränhardt, Integrationsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland..., a. a. O., Druckausgabe S. 16.

**95** Vgl.: H. Esser, Integration..., a. a. O., S. 74.

**96** Ebd.

**97** Ebd., S. 74 f.

Nach Brieger ist das Entstehen ethnischer Schichtungen als Folgewirkung der Migration nahezu unvermeidlich. Die wichtigsten Ursachen dafür können regionale Disparitäten und Differenzierungen innerhalb des Arbeitsmarktes sein. Zunächst besetzen MigrantInnen typischerweise „benachteiligte“ und schlecht bezahlte Sektoren in der Wirtschaft, die die Einheimischen meiden und bei ungünstigen Bedingungen stagnieren. MigrantInnen in diesen Bereichen und erleben keinen sozialen Aufstieg. Das verstärkt wiederum die systematischen und ohnehin bestehenden Ungleichheiten auf der Gruppenebene, und ein Teufelskreis entsteht: Die „Unterprivilegierten“ grenzen sich aufgrund ihrer sozialen Marginalisierung aggressiv von der Umwelt ab und ihr „Underdog“-Image wiederum wird als „Beweis“ für ihre Nicht-Integrierbarkeit genommen. Zudem gibt es zwei eng miteinander verzahnte Mechanismen, die entstandene ethnische Schichtungen verfestigen: Soziale Distanzierungen durch den Aufnahmestaat *und* die sozial-räumliche Segmentierung bzw. Segregation der Gruppen.<sup>98</sup>

„Wichtig ist dabei, dass die Anreize zur Segmentation, etwa über den Verbleib auch der Folgegenerationen in den ethnischen Gemeinden, für die MigrantInnen oft so groß sind, dass sich die segmentierenden Folgen auch ohne jede soziale Distanzierung durchsetzen. Hierbei spielt vor allem die sog. *Mobilitätsfalle* eine große Rolle: Der *freiwillige* Verzicht auf riskante, letztlich aber ertragreichere Investitionen in die Voraussetzungen einer nachhaltigen strukturellen Assimilation.“<sup>99</sup>

Ethnische Schichtungen sind jedoch nicht unbedingt immer mit der Gefahr des Ausbruchs ethnischer Konflikte verbunden: Die „unteren Kasten“ verfügen kaum über Möglichkeiten zur Organisation und Mobilisierung, es sei denn, ihre jüngeren Mitglieder „entfalten“ sich in Form von Vandalismus und Bandenbildung aus (ethnisch segregierte Jugendbanden). Außerdem erlauben auch relativ „beschei-

---

<sup>98</sup> Vgl.: Carsten Brieger, *Globalisierte Wohnwelt. Ein Plädoyer für stadtorientierte Wohnungspolitik*, Hamburg 2000, S. 99 ff. (IfdW).

<sup>99</sup> H. Esser, *Integration...*, a. a. O., S. 75. Hervorhebung im Original.

dene“ ethnische Gemeinschaften unter bestimmten Voraussetzungen durchaus ein Leben in selbstgenügsamen, aber relativ solidarischen Strukturen. Dennoch mit den Prinzipien *moderner* Gesellschaften sind solche „neofeudalen“ ethnischen Strukturen auf Dauer auf jeden Fall unvereinbar.<sup>100</sup>

*Ethnische Pluralisierungen von Aufnahmegesellschaften* sind für Esser durchaus denkbar, aber jedoch stets nur auf der „Ebene der *individuellen* Lebensführung.“<sup>101</sup> Sowohl die System- wie die Sozialintegration hängen in der modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft westlicher Provenienz letzten Endes von der Verfügbarkeit an breit gestreutem und wertvollem „Kapital“ für und durch die individuellen Akteure ab. Der Königsweg dazu ist nach Esser der Erwerb von Bildungsqualifikationen verbunden mit einem daran anschließenden möglichst problemfreien Zugang zum Arbeitsmarkt und zu den zentralen Institutionen des Staates und der Zivilgesellschaft. Darüber hinaus ist eine Aufhebung der noch bestehenden segmentären Spaltungen an die konsequente Säkularisierung des öffentlichen und politischen Bereichs gebunden. Nur so ist die Pflege eines individualisierten Lebensstils im Rahmen des Gemeinwesens vorstellbar, für die MigrantInnen ebenso wie für die Einheimischen, die es so nicht mehr länger nötig hätten, aus Angst vor sozialem Abstieg sich zwanghaft von den „Zugezogenen“ abzugrenzen.<sup>102</sup>

Thomas Meyer setzt sich in einem Beitrag mit Fragen der politischen Kultur, des kulturellen Pluralismus und damit zusammenhängend der *kulturellen Identität* auseinander.<sup>103</sup> Kulturen sind laut Meyer durch drei unterschiedliche Ebenen von Werten, Normen und Gewohnheiten bestimmt:

---

**100** Vgl. ebd.

**101** Ebd. Hervorhebung im Original.

**102** Vgl. ebd., S. 76 und S. 77.

**103** Vgl.: Thomas Meyer, Politische Kultur und kultureller Pluralismus, 2002, URL: [http://www.fes-online-akademie.de/download/pdf/MEYER\\_%20POLITISCHE%20KULTUR.PDF](http://www.fes-online-akademie.de/download/pdf/MEYER_%20POLITISCHE%20KULTUR.PDF). Überarbeiteter Auszug aus: Thomas Meyer/Reinhard Weil, Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation, Bonn 2002, S. 343-372 (J. H. W. Dietz Nachfolger).

- Die Ebene der metaphysischen Sinngebungen und Heilserwartungen (*ways of believing*). Bei diesen Orientierungen handelt es sich um den Kern aller Weltanschauungen und religiösen Ideen/Eschatologien.
- Die Ebene der individuellen und kollektiven Lebensführung, der Lebensweisen und der Alltagswelt (*ways of life*). Dabei geht es um Praktiken, Gewohnheiten, moralische Einstellungen/Ethik, Rituale, Umgangsformen, Lebensästhetiken („lifestyle“), Essgewohnheiten u.v.a.m. Orientierungen der praktischen Lebensführung und deren expressive Symbolisierung stehen im Vordergrund.
- Die Ebene der sozialen und politischen Grundwerte des Zusammenlebens mit anderen (*ways of living together*). Hierbei handelt es sich vorwiegend um Normen und Werte für das Zusammenleben der verschiedenartigsten Menschen in ein und derselben Gesellschaft und in ein und demselben politischen Gemeinwesen, m.a.W. um die sozialen und politischen Grundüberzeugungen, als da wären bspw. der Vorrang von Gleichheit oder Ungleichheit, Kollektivismus oder Individualismus usw.<sup>104</sup>

Bei der empirischen Betrachtung zeitgenössischer Kulturen zeige sich, so Meyer, dass Individuen und Kollektive, die auf der Ebene 1 gemeinsame Überzeugungen hätten, äußerst verschiedene Einstellungen auf den Ebenen 2 und 3 haben könnten. Ebenso sei es möglich, dass Menschen entweder auf Ebene 2 oder auf 3 gemeinsame Überzeugungen teilten, ohne auf den beiden anderen Ebenen miteinander überein zu stimmen. „Die bisher vorliegenden empirischen Studien belegen, dass diese Art der Entkoppelung der drei kulturellen Ebenen in allen großen Kulturkreisen der Gegenwart zu beobachten ist, wobei der Islam dabei keineswegs eine Ausnahme bildet.“<sup>105</sup>

---

**104** Vgl.: Thomas Meyer, Politische Kultur..., a. a. O., Online-Ausdruck, S. 1 f.

**105** Ebd., S. 2.

Kulturen sind *dynamische Diskursräume*, die sich je nach Umständen (Erfahrungen, Konflikte, Außeneinflüsse usw.) intern ausdifferenzieren, so dass es vorkommen kann, dass dieselben Traditionen von unterschiedlichen Milieus und Gruppen völlig verschieden und sogar in einander diametral interpretiert und gelebt werden können. Der Ausdifferenzierungsprozess findet auf allen drei kulturellen Ebenen statt, wobei allerdings besonders die erste Ebene der Sinn- und Heilserwartungen Identitätsangebote zur Verfügung stellt, die mit der Zeit jedoch auch „abgestanden“ und unglaublich wirken können. Kulturen haben schon immer – und im globalisierten Zeitalter erst recht – sich von anderen Kulturen beeinflussen lassen, das „Eigene“ ist ohne das „Andere“ nicht zu haben. So wird der kulturelle Ausdifferenzierungsprozess im Zeitalter der Moderne notwendigerweise immer mehr zu einem Vorgang der wachsenden kulturellen *Hybridisierung*, so dass man bei genauer Betrachtung im Grunde das Phänomen der *Transkulturalität* vorfindet.<sup>106</sup>

Für Thomas Meyer besteht die Funktion der rechtsstaatlichen Demokratie gerade darin, „die Festlegungen auf der dritten Ebene (Institutionen sowie soziale und politische Grundwerte) so zu treffen, dass ein möglichst großer Spielraum der Entscheidungsfreiheit auf den Ebenen 1 (Religion) und 2 (Alltagskultur und Lebensführung) entsteht... *Der Funktionssinn der rechtsstaatlichen Demokratie besteht mithin in der Festlegung desjenigen Minimums auf der Ebene 3, das das Maximum an Differenz auf den Ebenen 1 und 2 gewährleisten und nachhaltig verbürgen kann.*“<sup>107</sup>

Aus diesem Grund können aber auch fundamentalistische oder essentialistische Formen kultureller Identität von der Demokratie nicht gut geheißen werden; ein Alleinvertretungsanspruch in welcher Form auch immer stellt demokratische Prinzipien grundsätzlich in Frage. Alle großen kulturell-religiösen Strömungen differenzieren sich schon seit langem in moderne und traditionalistische *Zivilisa-*

---

<sup>106</sup> Vgl. ebd., S. 2 f.

<sup>107</sup> Ebd., S. 3. Hervorhebung im Original.



*tionsstile* der Überlieferungsinterpretation aus, wogegen sich der Fundamentalismus als dritte große Hauptströmung wendet. Kulturelle Identität gibt es deshalb auch *innerhalb* der wichtigsten kulturell-religiösen Traditionen inzwischen, so scheint es, nur noch im Plural.<sup>108</sup>

Zu der „Leitkultur“-Diskussion hat Meyer eine eher kritische Einstellung. Im Rechtsstaat hat man nicht nur die Regeln der Moral, der Gleichheit der Person und ihrer Würde sowie den Grundsatz der wechselseitigen Anerkennung unterschiedlicher Lebensentwürfe und Glaubensüberzeugungen zu achten, sondern auch die weitergehenden konkreten Werte der politischen Kultur der Demokratie, wie ihre Sittlichkeit und den kulturellen Pluralismus. Die „Leitkultur“-Debatte verletzt für Meyer gerade diese ethischen Grundlagen der Demokratie.

„Sobald nun aber der Anspruch auf eine *Leitkultur* innerhalb der Demokratie erhoben wird, die Festlegungen auf den Ebenen 1 oder 2 für alle Bürger treffen will, die über das für die gemeinsame politische Kultur Unerlässliche hinausgehen, werden die Ansprüche der rechtsstaatlichen Demokratie verletzt und damit im Kern schon der fundamentalistische Übergriff auf die Rechte und anerkennungsfähigen Identitäten anderer von Seiten der Mehrheitskultur selbst vollzogen.“<sup>109</sup>

Meyer folgert daraus, dass die rechtsstaatliche Demokratie keiner Übereinstimmungen auf den Ebenen 1 oder 2 bedarf, sondern lediglich auf Ebene 3 allgemeiner Konsens über die verfassungsmäßigen Prinzipien einer rechtsstaatlichen De-

---

**108** Vgl. ebd., S. 3 f.

Vgl. zu traditionalistischen, modernistischen und fundamentalistischen Bestrebungen im Islam auch:

Sadik J. Al-Azm, Unbehagen in der Moderne. Aufklärung im Islam, Frankfurt/M., Juli 1993 (Fischer; Zeitschriften).

**109** T. Meyer, Politische Kultur..., S. 4.

mokratie vorherrschen sollte. Die Menschen- und Bürgerrechte sind, so gesehen, immer nur *individuelle* Rechte und keine kollektiven.<sup>110</sup>

Dieser Vorrang der individuellen Rechte hat einen normativen und einen empirisch-faktischen Aspekt. Die zunehmende *Transkulturalität* muss Ausgangspunkt für alle Überlegungen sein, die sich mit der Kultur der Demokratie ernsthaft auseinander setzen. Keine Kultur der Gegenwart, auch nicht der Islam, ist eine in sich geschlossene, homogene Einheit; statt dessen sind sämtliche kulturellen und religiösen Überlieferungen im wachsenden Maße auslegungsbedürftig und müssen den aktuellen Verhältnissen angepasst werden. Auch wenn die „fundamentalistische Versuchung“ groß ist: Es gibt kein Zurück mehr, die ansteigende kulturelle Differenzierung, Individualisierung und Pluralisierung ist unumkehrbar und das Einzige, was bleibt, ist für Meyer

„die Stärkung der Rechte des Individuums, frei von Gruppen und Zwängen und Zurechnungen, gleich ob von innen oder von außen, selbst bestimmen zu können, wie und wo es sich in der kulturellen Tradition, der es sich verpflichtet fühlt, auf Widerruf positionieren will und welche Rechte und Ansprüche es selber für seine Freiheiten und für seine Mitwirkungsansprüche daraus ableiten will. Dieses Recht müssen ihm Rechtsstaat und Demokratie garantieren. Sie würde es verletzen, wenn sie eine bestimmte Gestalt kultureller Manifestationen, wie sie von bestimmten Gruppen oder Strömungen zum Ausdruck gebracht werden, zum Adressaten der kulturellen Minderheitsrechte, zum exklusiven Partner der sozialen und politischen Kooperation machen würde.“<sup>111</sup>

---

**110** Vgl. ebd., S. 5.

Vgl. hierzu auch:

Jochen Welt, Von der gesellschaftlichen Selbsttäuschung zum Zuwanderungs- und Integrationskonzept, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001, S. 23-40 (J. H. W. Dietz Nachf.)

Elçin Kürşat-Ahlers, Die Bedeutung der staatsbürgerschaftlich-rechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierungspolitik für Integrationsprozesse, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001, S. 117-142.

**111** T. Meyer, Politische Kultur..., S. 6.

Ebenso wie auf dem Sektor der soziokulturellen Milieus entstehen auch auf dem Gebiet der politischen Kultur immer mehr hochdifferenzierte Gebilde, für die freilich gewisse Mindestgebote, wie z.B. gegenseitige Toleranz, die Akzeptanz von Mehrheitsregeln und die Achtung der Grundrechte aller zu den unabdingbaren *basics* gehören. Auf dieser Basis können sich die unterschiedlichsten und kontrastreichsten Milieus und kulturellen Traditionen entfalten und miteinander um Macht und Einfluss wetteifern. Und hier öffnet sich damit auch ein Spielraum zwischen den Extremen einer basisdemokratischen und einer autoritären Variante von Demokratie, zwischen einer egalitären und einer auf sozialen Distanz bedachten Ordnung bzw. Orientierung.<sup>112</sup>

Um die Zukunft einer toleranten Zivilgesellschaft zu gewährleisten, ist für Meyer die „Erlangung des faktischen Staatsbürgerstatus“ für die MigrantInnen ebenso eine unabdingbare Voraussetzung,

„denn erst die Mitwirkung der MigrantInnen an der Weiterentwicklung der nunmehr gemeinsamen Rechtsordnung und an der Definition der rechtlichen Spielräume für die Selbstbehauptung der Integrität ihrer diversen kulturellen Lebensformen kann diese Rechte in einer für sie akzeptablen Form konkretisieren und damit ihre vorbehaltlose Identifikation mit ihr ermöglichen.“<sup>113</sup>

Der Begriff der „Integration“ ist vieldeutig und laut Meyer besteht keineswegs Einigkeit darüber, was letzten Endes darunter zu verstehen sei. Er sei allerdings als Bezeichnung eines bestimmten Typs von Wechselbeziehung zwischen Auf-

---

**112** Vgl. ebd.

**113** Ebd., S. 7.

Vgl. auch:

Elçin Kürşat-Ahlers, Die Bedeutung der staatsbürgerschaftlich-rechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierungspolitik für Integrationsprozesse, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, a. a. O., S. 129 ff.

nahmegesellschaft und MigrantInnen aus praktischen Gründen weiterhin unverzichtbar.

„Er bezeichnet dann allerdings denjenigen Typ dieses Wechselverhältnisses, bei dem nicht nur die *gleichberechtigte Teilhabe* aller an allen gesellschaftlichen Teilsystemen ermöglicht, sondern auch eine gemeinsame *politische Kultur der rechtsstaatlichen Demokratie* ausgebildet worden ist.“<sup>114</sup>

*Rechtliche* Aspekte von Integration und kultureller Identität diskutiert Karin Katzenberger in einem summarischen Positionspapier.<sup>115</sup> Sie bezweifelt, dass sich aus dem Grundgesetz (GG) *unmittelbar* ein verfassungsrechtliches Integrationsgebot ergibt.<sup>116</sup> Sie konstatiert zwar, dass EinwanderInnen quasi eine „doppelte Umwälzung“ ihrer Lebensverhältnisse hinter sich gebracht hätten: von einer National- bzw. Volkskultur in eine andere, und in vielen Fällen ein „Hinüberwechseln“ von einer landwirtschaftlich geprägten in eine städtisch-industriell gestaltete Kultur. Die Schwierigkeiten, die mit diesen Umstellungen verbunden seien, seien groß, oft ließen sich diese mit der kulturellen Identität der MigrantInnen nicht in Einklang bringen, hinzu kämen Unverständnis und rassistische Einstellungen der einheimischen Mehrheitsbevölkerung. Angesichts dieser Probleme sei eine Integration einerseits in nicht wenigen Fällen zwar faktisch kaum möglich, ihre gesellschaftspolitische Notwendigkeit andererseits aber schlecht verneinbar, wolle man nicht die Fundamente des gesellschaftlichen Zusammenlebens durch Nichtstun unterminieren.<sup>117</sup>

Ein ausdrückliches verfassungsrechtliches Integrationsgebot laut Katzenberger existiert nicht. Jedoch verpflichtet Art. 23 der Genfer Flüchtlingskonvention alle Vertragsstaaten dazu, den sich rechtmäßig im Land aufhaltenden Flüchtlingen im

---

**114** T. Meyer, Politische Kultur..., S. 8.

**115** Vgl.: Karin Katzenberger, Integration und kulturelle Identität aus Sicht des Verfassungsrechts – Gibt es ein Verfassungsrechtliches Integrationsgebot? (2001), URL: [http://www.irp.univ-trier.de/10\\_Katzenberger.pdf](http://www.irp.univ-trier.de/10_Katzenberger.pdf).

**116** Vgl. ebd., Online-Ausdruck S. 2.

**117** Vgl. ebd., S. 3.

Bereiche der öffentlichen Fürsorge und sonstiger Hilfeleistungen die gleiche Behandlung wie ihren Staatsangehörigen zu gewähren. Der Genfer Flüchtlingskonvention ist die Bundesrepublik Deutschland durch das nach Art 59 II GG ergangene parlamentarische Zustimmungsgesetz definitiv beigetreten, wodurch sie auch hier geltendes Recht wurde. Insoweit wurde bereits ein Integrationsgebot eingeführt. Es ist eben nur die Frage, ob sich ein solches aus dem Grundgesetz ableiten lässt.<sup>118</sup>

Für die Integration kommen drei Kompetenztitel in Betracht:

- a) Art. 74 Abs. 1 Nr. 4 (Aufenthalts- und Niederlassungsrecht von AusländerInnen)
- b) Nr. 6 (Angelegenheiten von Flüchtlingen und Vertriebenen)
- c) Nr. 12 GG (Arbeitsrecht, Arbeitsvermittlung und Sozialversicherung).<sup>119</sup>

aa) Art. 74 Nr. 4 beinhaltet die Rechtsstellung von AusländerInnen. Fraglich ist allerdings, ob *alle* Maßnahmen darunter fallen, die die Stellung von AusländerInnen in der deutschen Gesellschaft betreffen. Wesentlich scheint vor allem daran zu sein, dass alle Bereiche erfasst werden, die Aufenthalt und Niederlassung regeln sollen. *Niederlassung* ist Aufnahme und Ausübung einer wirtschaftlichen Tätigkeit, *Aufenthalt* betrifft alles, was bei einer dauerhaften Präsenz von AusländerInnen im Aufnahmeland regelungsbedürftig werden kann.<sup>120</sup>

Bei weitem Verständnis umfasst dieser Kompetenztitel auch Maßnahmen zur Integration von AusländerInnen. Dies entspricht auch der gängigen Praxis, da die Zuständigkeit des Bundes für die Ausländerintegration recht umfassend verstanden wird: So beinhalten die Tätigkeiten des Bundesverwaltungsamtes bei entsprechender Gesetzgebungskompetenz z.B. staatsbürgerliche Seminare zu Themen der

---

**118** Vgl. ebd., S. 3.

**119** Vgl. ebd., S. 4.

**120** Vgl. ebd.

Ausländerpolitik, Forschungsvorhaben zur Ausländerintegration und Öffentlichkeitsarbeit zu Fragen des Ausländer- und Staatsangehörigkeitsrechts usw.<sup>121</sup>

Dies bedeutet

„für die Regelung der Zuwanderung und der damit verbundenen Fragen der Integration zugewanderter AusländerInnen, dass der Bund jedenfalls die Kompetenzen haben muss, um ein Gesamtkonzept der Regelung der Zuwanderung, für die der Bund ja bereits weitgehende ausdrückliche Zuständigkeiten besitzt, zu verwirklichen. Daraus lassen sich Kompetenzen für solche Regelungen, die einen gewissen Standard für die Maßnahmen der Integration setzen, die notwendig sind, um Zuwanderungskonzepte nicht leer laufen zu lassen ableiten. Art. 74 Nr. 4 GG statuiert demnach ein Integrationsgebot.“<sup>122</sup>

bb) Art. 74 Nr. 6 GG „beinhaltet die umfassende Kompetenz, alles zu regeln, was die Aufnahme, Integration und Förderung des betroffenen Personenkreises angeht.“<sup>123</sup> Dieser Artikel geht also weiter als die Zuständigkeit nach Nr. 4. Wenn auch ursprünglich bei Nr. 6 vorrangig an im Gefolge des 2. Weltkrieges Vertriebene gedacht worden bzw. dieser Personengruppe zugeeignet war, gilt diese Bundeskompetenz heute für alle Personen, die nach dem Wegfall der Nachkriegsklausel gemäß Zusatzprotokoll von 1967 durch die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 geschützt sind.<sup>124</sup> Da die Asyl- und Flüchtlings-relevanten Regelungen unter Nr. 6 subsummiert sind, schließt dies auch die Frage der Integration mit ein. „Ein Integrationsgebot lässt sich folglich auch auf Art. 74 Nr. 6 GG stützen, wobei sich der konkrete Inhalt des Gebotes aus dem weiten Gesetzeswortlaut wiederum nicht ergibt.“<sup>125</sup>

---

**121** Vgl.: URL: <http://www.bva.bund.de/aufgaben/auslaenderintegration/index.htm>.

**122** K. Katzenberger, Integration und kulturelle Identität..., a. a. O., S. 4 f.

**123** Ebd., S. 5.

**124** Vgl. ebd.

cc) Art. 74 Nr. 12 (Nr. 11, Nr. 13) GG umfasst Maßnahmen im Bereich Aus- und Fortbildung; da sie zur beruflichen Bildung gezählt werden können, fallen sie unter Art. 74 Abs. Nr. 12 oder Nr. 11 („Recht der Wirtschaft“). Des weiteren gehört die Nichtdiskriminierung von AusländerInnen im Arbeitsleben zur Bundeszuständigkeit für das Arbeitsrecht (Art. 74 Abs. 1 Nr. 12). Wichtig ist darüber hinaus die Nichtdiskriminierung im Rahmen des Ausbildungsförderungsgesetzes (Nr. 13). Schließlich ist der Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus eine Aufgabe des Strafrechts (Nr. 1). Ein Integrationsgebot ergibt sich somit gleichfalls aus all diesen Kompetenzen.<sup>126</sup>

Was *verfassungsrechtliche Integrationsgebotsmodelle* im engeren Sinne betrifft, so kommt hier z.B. Art. 1 GG in Betracht. Art. 1 kann gleichsam als *anthropologische Prämisse* des Verfassungsstaats angesehen werden: danach besitzt jeder Mensch eine unveräußerliche Würde und einen Rechtsanspruch auf ihre Beachtung durch die staatliche Gewalt. Diese Würde beinhaltet, dass der Einzelne in seiner individuellen Identität Anerkennung findet, d.h. in seinen prägenden Merkmalen, die ihn erst zum Individuum machen. Diese universelle menschliche Identität (ohne dies wäre der Mensch kein Mensch) ist eine Art „primäre Identität“, die anderen partikularen Erscheinungsformen der Identität, wie z.B. Rasse, Geschlecht, ethnische Herkunft und eben auch die Staatsangehörigkeit, vorrangig ist. Somit verstieße ein zwingendes Integrationsgebot i.S. von *Assimilationszwang* gegen das Grundverständnis des Grundgesetzes. Im Gegenteil, aus diesem Verfassungsverständnis lässt sich eher eine umfassende Freiheit i.S. verfassungsrechtlicher Autonomie für kulturelle Minderheiten ableiten. Ein Integrationsgebot wäre mit Art. 1 also nur insoweit vereinbar, als diese Integration mit dem Verfassungsgrundsatz der menschlichen Würde vereinbar wäre.<sup>127</sup>

---

125 Ebd.

126 Vgl. ebd.

127 Vgl. ebd., S. 6.

Wenn sich ein Angehöriger einer Minderheit auf die Menschenwürde beruft, führt dies gleichzeitig zu einem Anspruch auf *strikte Gleichbehandlung mit jedem anderen Staatsangehörigen* und dies ist auch in Art 3 GG geregelt. Daraus scheint sich wiederum zu ergeben, dass ein Integrationsgebot in dem Sinne erfolgen soll, dass jedermann Gleichbehandlung gewährleistet werden soll, um die Gleichheit aller auf diese Weise zu verbürgen. Daran ist jedoch problematisch, dass die Würde des Einzelnen auch *gleichzeitig* die je individuell-spezifische *Ausdrucksweise* der Menschenwürde implizieren soll. Wenn man also die gleichberechtigte Würde von AusländerInnen rechtlich absichern will, muss man *zugleich* auch die kulturellen Spezifika und Eigenheiten dieser Minderheitengruppen respektieren. Dies würde jedoch auf eine Ungleichbehandlung mit den Deutschen hinaus laufen, da diese Anerkennung dieses gruppenspezifischen „Anders-Seins“ Bedingung der Möglichkeit der Anerkennung der Menschenwürde von einzelnen AusländerInnen wäre. Die Existenz des Integrationsgebots wird dadurch aber gerade *nicht negiert*; es muss lediglich gewährleistet sein, dass trotz dieser impliziten Ungleichbehandlung nicht gegen Art. 3 GG verstoßen wird.<sup>128</sup>

Das sog. *Pluralismusmodell* ist eine weitere Interpretation des Integrationsgebots von verfassungsrechtlicher Relevanz. Das Pluralismusmodell ist eigentlich kein rechtliches, sondern stammt aus der Philosophie. Aber wie auch immer: Dieses Modell ist eines des multikulturellen Zusammenlebens und mit dem verfassungsrechtlichen Autonomiegebot nahezu identisch.<sup>129</sup>

Im Rahmen des Pluralismusmodells kann dem Staat entweder eine interventionistische oder aber eine neutrale Rolle zugeschrieben werden. Die Verfechter der neutralen Rolle glauben demnach, dass die Entwicklung der kulturellen Gruppenprozesse und –beziehungen grundsätzlich ungeregt verlaufen müsse und der Staat lediglich für die Gewährleistung der freiheitlichen Rahmenbedingungen

---

128 Vgl. ebd.



zuständig sei, damit sich die verschiedenen Gruppen ungestört entfalten können. Die Verfechter des Interventionismus von Staats wegen hingegen sehen in der kulturellen Vielfalt ein wertvolles Gut, das es zu erhalten gelte. Aus dieser Sicht ist der Staat dazu verpflichtet, Maßnahmen zu ergreifen, z.B. in Form der finanziellen Unterstützung kultureller Aktivitäten oder durch Verabschiedung besonderer Schutzgesetze. Das Pluralismusmodell – und zwar gleichgültig, ob in seiner interventionistischen oder in seiner neutralen Variante –, kann man abschließend sagen, bekräftigt noch ausdrücklicher als das Autonomiegebot, dass staatliche Maßnahmen, die auf Assimilation zielen, nicht mit den Verfassungsgrundsätzen vereinbar sind.<sup>130</sup>

Das Gegenmodell zu Autonomie- und Pluralismus-Ansatz stellt eine Rechtsauffassung dar, nach der sich AusländerInnen vollständig den Grundwerten und kulturellen Lebensformen des Aufnahmelandes unterwerfen müssen, also ein expliziter *Assimilationszwang* besteht; dabei wird stillschweigend unterstellt, dass Verfassungsgrundsätze und kulturelle Lebensformen eine untrennbare Einheit bilden. Nach dieser Auffassung haben AusländerInnen kein explizites Recht, ihre besondere Gruppenidentität zu pflegen; eine solche Traditionspflege kann bestenfalls geduldet werden. Integrationsgebote für AusländerInnen bestehen in dieser Sicht nicht, nur für Inländer bzw. assimilierte AusländerInnen, die die deutsche Staatsbürgerschaft<sup>131</sup> erworben haben. Integrationsmaßnahmen können somit höchstens ein Akt politischer Umsicht sein, aber keine Verfassungspflicht. Dies war jedoch

---

**129** Vgl. ebd., S. 7.

**130** Vgl. ebd.

**131** Die Autorin, Karin Katzenberger verbindet erstmalig den Begriff der „Assimilation“ mit dem „Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft“. Auch wenn dies unter expliziter Bezugnahme auf Deutschland in diesem Falle relevant zu sein erscheint, soll an dieser Stelle der Einwand gegen eine Generalisierung dieser Definition erbracht werden, da alle bisher diskutierten Definitionen des Terminus „Assimilation“ die nationale Identität, also die Staatsbürgerschaft in ihrer nativen Formulierung außer Acht ließen. Aus meiner praktischen Erfahrung kann ich hinzufügen, dass es – in der Tat – in einigen Ländern *nahezu* ausgeschlossen ist, die Staatsbürgerschaft dieser Länder zu erlangen. Beispiel dazu liefern u.a. einige Staaten am persischen Golf (Kuwait etc.), in denen nicht einmal Einwanderer der 2. und 3. Generation Anspruch auf die Einbürgerung besitzen, also noch ein Blutrecht praktizieren! Diese Einwanderer mögen zwar bereits assimiliert sein, werden jedoch statistisch und rechtlich weiterhin als „Ausländer“ behandelt.

die vorherrschende Meinung in der älteren Staatsrechtlehre, die in dieser Form inzwischen eher eine juristische Minderheitenposition darstellt.<sup>132</sup>

Karin Katzenberger<sup>133</sup> schreibt im vorhergehenden Absatz „.....assimilierte Ausländer, die die deutsche Staatsbürgerschaft erworben haben.....“. Sie unterstellt durch diese individuelle Formulierung, dass die Einbürgerung eines Ausländers dazu führt, dass dieser assimiliert ist. Dem stelle ich jedoch gegenüber, dass ausländische MitbürgerInnen - im erheblichen Ausmaß - leichter *integriert* werden können, wenn sie in den Genuss der Einbürgerung gelangen, ohne dabei assimiliert zu sein. Die Einbürgerung verleiht ihnen eine erweiterte Identität mit Rechten, die die Teilhabe am gesellschaftlichen Alltag intensivieren.

Das letzte, hier zu erörternde verfassungsrechtliche Modell stellt gewissermaßen einen Kompromiss der zuvor genannten Positionen dar: Es kann das Modell der *kulturellen Ambivalenz* genannt werden. Nach Katzenberger kann man dabei von folgenden Prämissen ausgehen:

- a) Einerseits kann man davon ausgehen, dass Mitglieder von kulturellen Minderheiten nur dann als gleichberechtigte Bürger angesehen werden können, wenn sie als gemeinsame „Minimal-Basis“ die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben und somit die zentralen rechtsstaatlichen Verfassungsgrundsätze akzeptieren.<sup>134</sup>
- b) Zum anderen aber wird der spezielle Minderheiten-Status dieser „ausländischen Inländer“ rechtlich anerkannt. „Dies geschieht i.S.d. *Artikel 27 des UN-Paktes über bürgerliche und politische Rechte*, welcher besagt, dass Staaten mit ethnischen, religiösen oder sprachlichen Minderheiten, diesen Minderheiten das Recht gewähren müssen, gemeinsam ihr kulturelles Leben, ihre Religion und ihre Sprache auszuüben. Bei verständiger Interpre-

---

132 Vgl. ebd., S. 8.

133 K. Katzenberger, *Integration und kulturelle Identität...*, a. a. O., S. 4 f.

134 Vgl. ebd.

tation gilt dieser Art(ikel) auch für AusländerInnen und Staatenlose, die bereits länger in dem Staat ansässig sind und dort auf *Grundlage der Loyalität* bleiben wollen.“<sup>135</sup>

- c) Die gemeinsame Herkunftskultur und die damit verbundene abweichende Lebensform der jeweiligen kulturellen Minderheiten sind hiernach ein *schützenswertes Rechtsgut*, das durch Minderheitenrechte (z.B. Recht auf Sprechfreiheit und Sprachförderung an Schulen) und durch staatliche Leistungen zur Bewahrung der eigenen kulturellen Identität garantiert und positiv flankiert wird. Der Verfassungsstaat sieht dieses kulturelles Anderssein als Gewinn und Bereicherung für das allgemeine politische Gemeinwesen an.
- d) Mithin besteht also im Sinne des Modells ein Integrationsgebot, welches dem Staat differenzierte Integrationsmaßnahmen im Sinne des Art. 27 UN-Pakt auferlegt. Des weiteren wird die rechtliche Zäsur zwischen Staatsangehörigen ausländischer Herkunft („ausländische Inländer“) und nicht-staatsangehörigen AusländerInnen hier nahezu aufgehoben, da sich die Unterschiede auf die politischen Beteiligungsrechte des Einzelnen beschränken (z.B. nicht-staatsangehörige AusländerInnen dürfen im Unterschied zu eingebürgerten AusländerInnen nicht wählen, etc.).<sup>136</sup>

Nach diesem summarisch gehaltenen Rundgang durch die sozialen, weltanschaulichen und rechtlichen Aspekte von Ausländerintegration und kultureller Identität möchte ich mich nun der eigentlichen Thematik zuwenden, wobei das Vorstehende einen Eindruck von der Komplexität der Rahmenbedingungen des hier zu Diskutierenden vermitteln sollte.

---

**135** Ebd., S. 8 f.

**136** Vgl. ebd., S. 9.

Vgl. zur rechtlichen Thematik überblicksartig auch:

Reihe Alternativkommentare, Kommentar zum Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland: Band 2, Art. 21-146, Darmstadt 1984.

Hans D. Jarass/Bodo Pieroth, Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, 6. Auflage, München 2002.

In dieser hier vorliegenden Studie soll die Integration der iranischen Bevölkerung in die Bundesrepublik Deutschland (u.a. in Anlehnung an das Phasenmodell von Heckman/Tomei<sup>137</sup>) in Korrelation mit deren „importierten“ iranischen Lebensgewohnheiten, die noch aus deren erstem Lebensabschnitt stammen, explorativ untersucht werden.

### **3.2 Von der Migrations- zur Minderheitenforschung durch „qualitative Forschungsmethoden“**

Einige Migrationsforscher widmen sich seit der Mitte der siebziger Jahre der sog. Multikulturalismus-Forschung, die weltweite Arbeitskräftewanderung im Zuge der Internationalisierung der Arbeitsmärkte als Problem der kulturellen Integration in die Aufnahmegesellschaften thematisiert.<sup>138</sup>

Seit Beginn der achtziger Jahre werden unter dem Eindruck der De-facto-Einwanderungen die MigrantInnen als soziale und ethnische Minderheiten aufgefasst. Dies erweist sich als die Einbruchsstelle für ethnologische Betrachtungsweisen. Integration wird in dieser Perspektive nicht in erster Linie unter dem Aspekt der politisch-rechtlich-sozialen Gleichstellung (Inkorporation) in den sozialen Institutionen des Aufnahmelandes analysiert, wie dies noch die makrosoziologisch orientierte Arbeit von Hoffmann-Nowotny (1974<sup>139</sup>) nahe legte, sondern Integration wird verstanden als individuelle Aufgabe der einzelnen MigrantInnen, die die aus der Kulturdifferenz entstehende Anomie, also den Zustand mangelnder sozialer Integration zu bewältigen und sich mit den vorgegebenen Normen der Aufnahmegesellschaft auseinanderzusetzen haben. Integrationsschwierigkeiten werden in der Regel - aufgrund mangelnder Akkulturation und fehlender Hand-

---

**137** Vgl.: Heckmann/Tomei, Einwanderungsgesellschaft Deutschland, a. a. O.

**138** Vgl.: Radtke, in: U. Flink u.a. (Hrsg.) : **Handbuch Qualitative Sozialforschung 1991, S. 391.**

**139** Vgl.: H.-J. Nowotny, Rassistische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen, in: R. Kurzrock (Hrsg.), Minderheiten, Berlin 1974.

lungskompetenz - tendenziell den Zugewanderten zugerechnet.<sup>140</sup> Folgerichtig lag ab Mitte der siebziger Jahre der Schwerpunkt der sogenannten Ausländerforschung im Bereich der Aufklärung der Kulturdifferenzen und der damit verbundenen Konflikte mit dem Ziel, die Schwierigkeiten der MigrantInnen besser verstehen und ihnen schließlich bei deren Bewältigung mit schul- und sozialpädagogischen sowie therapeutischen Angeboten behilflich sein zu können.<sup>141</sup>

Seither bedient sich eine Vielzahl der Forschungsvorhaben zur Integrationsproblematik *qualitativer* Methoden: Fallstudien, unstrukturierte Interviews, Biographien usw. Hoffmeyer-Zlotnik (1986<sup>142</sup>) begründet die allgemeine Vorliebe der an der kulturellen Integration interessierten Forscher für die qualitative Methoden mit den folgenden drei Argumenten:

- Es bestehen in der Minderheitenforschung Probleme der Repräsentativität und des Zugangs zum Forschungsfeld,
- Explorationsbedarf ist aufgrund der Unvertrautheit mit dem Forschungsfeld deutlich erhöht und
- Verständnisprobleme aufgrund syntaktischer, grammatischer, aber vor allem auch semantischer Unterschiede müssen durch den Forscher bewältigt werden.

Alle drei Punkte verweisen auf Schwierigkeiten sowohl bei der Hypothesenbildung als auch bei der Wahl von Stichproben. Besonders hervorzuheben ist das Verständnisproblem bei Untersuchungen zur Integrationsproblematik in Form von

---

**140** Vgl. hierzu etwa auch: Günther Beckstein, Zwischen Hysterie und Utopie: Annäherung an die Leitkultur, in: ifa – Zeitschrift für Kulturaustausch 3/99 (1999), URL: <http://www.ifa.de/z/99~3/dzbeck.htm>.

**141** Vgl.: H.-J. Nowotny, Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen, a. a. O.

**142** Vgl.: J. H. P. Hoffmeyer-Zlotnik, Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrantenforschung, Quorum, Berlin 1986.

sprachlichen Barrieren, die die Verständigung zwischen dem Interviewer und dem Interviewten sowie die reibungslose Transkription der erhobenen Daten und somit die Rekonstruktion der Erhebungen behindern können; die Gefahr von schwerwiegenden Missverständnissen ist jederzeit gegeben.<sup>143</sup> Daher eignen sich qualitative Methoden, die als „weich“ gelten, besser für die Migrationsforschung, indem sie die in der interkulturellen Kommunikation fehlende „Reziprozität“ ausgleichen und den sogenannten „Betroffenen“ zur Sprache und damit zur Artikulation ihrer Interessen und Bedürfnisse verhelfen.<sup>144</sup>

### 3.3 Kulturell-ethnische Differenz versus Integration

Migration und Integration von Zugewanderten im Zielland führen stets zur wechselseitigen kulturellen Beeinflussung. Dieses betrifft die Alltagskultur beider Seiten ebenso wie Bildungsvorstellungen oder Erziehungsnormen, gelebte religiöse Traditionen sowie Familien- und Geschlechterbeziehungen. Es besteht daher die Gefahr von konfliktueller kultureller Differenz, insbesondere dann, wenn bei starker Betonung der eigenen Kultur von allen Teilnehmergruppen der Gesellschaft ein Ausschließlichkeitsanspruch behauptet wird. Die Beobachtungen stattgefundenen Migrations- und Integrationsprozesse zeigen, dass in der Regel eine *gegenseitige Anpassung* der vorfindlichen Mehrheitskultur und der eingebrachten Minderheitenkulturen von Einwanderern an „die Mentalität“ und den sozialen Habitus<sup>145</sup> beider Seiten im Zielgebiet der Migration erfolgt<sup>146</sup>.

---

**143** Vgl.: U. Boos-Nünning, Qualitative Interviews in der Ausländerforschung. Wissenschaftler, Interviews, ausländische Befragte., in: Hoffmeyer-Zlotnik, Qualitative Methoden der Datenerhebung..., a. a. O.

**144** Zu den erwähnten Problemen des Interviews in der Migrationsforschung möchte ich hinzufügen, dass ich von eigenen Problemen nicht unmittelbar betroffen bin. Ich bin der persischen Sprache mächtig und werde zwecks der Durchführung der folgenden Studie die Befragung in der Muttersprache der Befragten durchführen und die Texte später bei der Transkription und Auswertung auf Deutsch übersetzen, ohne dabei den Sinn eines Gespräches zu beeinflussen.

**145** Zum Begriff des „sozialen Habitus“ vgl. auch: Pierre Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998 (Suhrkamp). Bourdieu geht davon aus, dass kognitive und mentale Strukturen sich auch *körperlich* in Individuen niederschlagen, d.h. buchstäblich „in Fleisch und Blut übergehen“. Der soziale Habitus, die Attitüden und Einstellungen, die ein Individuum in einer bestimmten gesellschaftlichen Umgebung bzw. in einem spezifischen „sozialen Feld“ (Bourdieu) einnimmt, werden von diesem *verkörpert*. Das ist auch der Grund, warum sozia-

Meine Beobachtungen über Integrationsprozesse ergeben jedoch - im Gegensatz zu der von Berger<sup>147</sup> beschriebenen „gegenseitigen Anpassung“ – eine starke Dominanz der Mehrheitskultur, also eine Polarisierung der Wechselwirkung zu Gunsten der mehrheitlich vertretenen Aufnahmegesellschaft.

Manche Autoren bezeichnen kulturelle Praxis als „Ethnizität“. Heckmann definiert diesen Terminus in folgender Weise:

*„Ethnizität ist die für individuelles und kollektives Handeln bedeutsame Tatsache, dass eine relativ große Gruppe von Menschen durch den Glauben an eine gemeinsame Herkunft, Gemeinsamkeiten der Kultur, Geschichte und aktuelle Erfahrung verbunden ist und auf dieser Basis beruhende Solidargefühle ein bestimmtes Identitäts- und Zusammengehörigkeitsbewusstsein besitzt ... Ethnizität - als sozialer Tatbestand - ermöglicht gemeinsam mit anderen Faktoren die Bildung und Erhaltung ethnischer Kollektive, da sie auf die Beziehungen zwischen Menschen strukturierend und gruppenbildend wirkt.“<sup>148</sup>*

In Folge von Migrationsvorgängen werden ethnische Gruppen zu Teilbevölkerungen von staatlich verfassten Gesamtgesellschaften; die Teilbevölkerung, von der Mehrheitsbevölkerung unterschiedene ethnische Kollektive, sind Angehörige eines Volkes oder, wesentlich häufiger, Teile von Völkern mit gemeinsamer Herkunft, Zusammengehörigkeitsbewusstsein und Gemeinsamkeiten in Kultur und Geschichte. Eine kollektive Identität gründet zum einen auf einem Bewusstsein

---

le Prozesse i. d. R. *unbewusst* erfolgen und ein Bewusstwerdungsprozess meistens ein sehr mühsames Unterfangen ist – dies gilt auch und erst recht in der Konfrontation mit fremden Kulturen;

Vgl. ebd., S. 118.

**146** Vgl.: K. -U. Berger, Migration und Integration. Eine Einführung in das Wanderungsge-schehen und die Integration der Zugewanderten in Deutschland, Opladen 2000.

**147** Vgl.: Ebd.

**148** F. Heckmann, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation, a. a. O., S. 56 und S. 37 f.

der Gruppe von sich selbst, zum anderen auf der Grundlage der Urteile und Zuschreibungen von außen, d.h. durch andere Gruppen; ethnische Gruppen sind zunächst keine „wirklichen“ Gruppen, sondern eher soziale Kategorien.

„*Wirkliche Gruppen* sind *Teil* der ethnischen Gruppe und die ethnische Gruppe bietet vielfache Chancen zum Aufnehmen von Beziehungen, zur ethnischen *Vergesellschaftung* und *Vergemeinschaftung*; wie Nationen oder Völker sind ethnische Gruppen keine *Akteure*, aber sie teilen Gemeinsamkeiten, die *Vergesellschaftung* und *Vergemeinschaftung* erleichtern.“<sup>149</sup>

Ferner gilt es, zwischen ethnischen *Gruppen* und *Minderheiten* zu differenzieren: Ethnische Gruppen sind solche, die bspw. in ethnisch heterogenen Staaten (wie den USA) über gleiche Rechte und „Lebenschancen“ wie andere Gruppen verfügen; ethnische Minderheiten hingegen sind in einem System ethnischer Schichtung nicht selten diskriminierte und stigmatisierte Gruppen, die sich einer dominanten Mehrheitsgesellschaft gegenüber sehen.<sup>150</sup>

In Deutschland wird seit einigen Jahren die Entstehung und Festigung von ethnischen Minderheiten diskutiert. Im Falle der türkischen Einwanderer, die die größte ausländische Gruppe in Deutschland bilden, vermutet man sogar, dass sie eine spezifische ethnische Infrastruktur entwickelt haben. So belegen beispielsweise Untersuchungen über die Nutzung der Massenmedien bei Türken der ersten Generation, dass sie vermehrt die muttersprachlichen Tageszeitungen und Fernseher der nutzen.<sup>151</sup>

---

**149** Ebd., S. 55.

**150** Vgl. ebd., S. 55 f.

**151** Vgl.: Zentrum für Türkeistudien (Hrsg.), *Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1994.



Einzelne empirische Ergebnisse zeigen sogar, dass sich die Betonung ethnisch-kultureller Identität seitens islamisch-fundamentalistisch orientierter türkischer Jugendlicher als Integrationshindernis erweist.<sup>152</sup> Es gibt aber auch Anzeichen dafür, dass nicht ausreichende Integrationsangebote sowie das Gefühl von Diskriminierung die Abwendung von der bundesrepublikanischen Gesellschaft verstärken.<sup>153</sup>

In dieser Untersuchung wird u.a. der Zusammenhang zwischen der ethnisch-kulturellen Identität und der Integrationsbereitschaft der IranerInnen untersucht.

### **3.4 Inländische Konzepte zur Integration der ausländischen Bevölkerung**

In der Bundesrepublik gilt bislang die Einbürgerung als Abschluss eines gelungenen Integrationsprozesses. Damit werden implizit – neben erfolgter wirtschaftlicher und sozialer Integration – auch eine bereits abgeschlossene kulturelle und identifikatorische Integration von dem Einbürgerungsbewerber erwartet.

Die gegenwärtigen parteipolitischen Positionen im Hinblick auf die Integration von Zuwanderern und ihren Stellenwert bei der Einbürgerung lassen sich wie folgt zusammen fassen<sup>154</sup>:

#### **CDU/CSU**

„Die Integration der rechtmäßig und auf Dauer in Deutschland lebenden AusländerInnen ist ein entscheidendes ausländerpolitisches Ziel. Etwa 47% der AusländerInnen in Deutschland leben hier schon seit mehr als 10 Jahren und mehr als zwei Drittel der ausländischen Kinder und Jugendlichen sind hier geboren. Da die meisten von ihnen für lange Zeit, teilweise auf Dauer, in Deutschland bleiben

---

**152** Vgl.: W. Heitmeyer u. a., Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland, Frankfurt 1997.

**153** Vgl. F. Heckmann, Ethnische Minderheiten, Volk und Nation..., a. a. O., S. 236 ff.

**154** Nach Auskunft der jeweiligen Parteien im Jahre 1998

werden, gibt es für sie zur Integration keine überzeugende Alternative. Für die gleichberechtigte Teilnahme der in Deutschland lebenden AusländerInnen am gesellschaftlichen Leben sind ausreichende Sprachkenntnisse eine Grundvoraussetzung. Ein gelungener Integrationsprozess erfordert nicht die Aufgabe der eigenen kulturellen Identität. Vielmehr muss AusländerInnen ein Freiraum zur Bewahrung der eigenen kulturellen Identität gewährleistet bleiben. Die Gewährleistung der kulturellen Identität darf indes nicht zu einer selbstisolierenden Abwehrhaltung gegen deutsche Einflüsse führen. Die Integration setzt viel mehr die Respektierung der deutschen Kultur und der Grundwerte der Verfassung, den Erwerb deutscher Sprachkenntnisse und die Eingliederung in Schule und Beruf voraus. Am Ende eines gelungenen Integrationsprozesses kann die Einbürgerung stehen. Erst die Einbürgerung macht die AusländerInnen zum Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten. Mehrere Staatsangehörigkeiten können jedoch nur in Ausnahmefällen möglich sein, wovon die deutsche Verwaltungspraxis schon heute nicht selten Gebrauch macht<sup>155</sup>.“

## SPD

„Integration ist kein einmaliger Akt, sondern ein stetiger Vorgang in der Gesellschaft, der – auf Basis von Gleichberechtigung, sozialer Gerechtigkeit, Offenheit und Bereitschaft zur Konfliktbewältigung - den Abbau gegenseitiger Vorurteile, aktives Handeln und entsprechende Leistungen der Einheimischen und der zugewanderten Bevölkerung voraussetzt; seitens der Zuwanderungswilligen sind eine demokratische Grundhaltung sowie Sprachkenntnisse notwendig. Ziel einer zukünftigen Integrationspolitik sollte die Gleichbehandlung aller in der EU lebenden

---

**155** Die praktische Umsetzung dieses parteipolitischen Modells während der Regierungsdauer des Ex-Bundeskanzlers Kohl (CDU) führte bei der Einbürgerung der Iraner zu einem besonders erschwerten Umstand. Während die deutsche (CDU-) Regierung auf eine Entlassung aus der iranischen Staatsbürgerschaft bestand, weigerte sich die iranische Regierung, Staatsbürger zu entlassen. Darüber hinaus wurde die Einbürgerung der IranerInnen durch das Abkommen von 1930 zwischen „dem Deutschen Reich“ und dem „Persischen Reich“, aus dem hervorging, dass sich die betroffenen Staatsbürger beider Staaten lediglich für eine Staatsangehörigkeit entscheiden müssen, noch weiter erschwert, so dass in dieser Zeit nur eine geringe Anzahl an IranerInnen, die eine Aufenthaltsdauer von mehr als fünfzehn Jahren in der Bundesrepublik aufweisen konnten, unter der Hinnahme der Mehrstaatigkeit eingebürgert wurde.

Menschen sein. Integrationsförderung kann unter anderem auch durch Wohnungsbaupolitik geleistet werden: sozialer Wohnungsbau und Stadtpolitik müssen einen Beitrag zum Miteinander der Kulturen leisten. Weiterhin und vorrangig: Chancengleichheit in Bildung und Ausbildung, Beteiligung am Erwerbsleben, Sprach- und Qualifikationsförderung. Die Einbürgerung sollte bei ausländischen Kindern mit der Geburt erfolgen, wenn ein Elternteil bereits in der Bundesrepublik geboren ist und über Aufenthaltserlaubnis verfügt; bei ausländischen Jugendlichen ist die Einbürgerung –unabhängig von der Aufgabe der bisherigen Staatsangehörigkeit- durchzuführen, wenn sie länger als fünf Jahre mit ihren auf Dauer hier lebenden Eltern die familiäre Lebensgemeinschaft teilen; bei allen AusländerInnen – unabhängig von der Aufgabe der bisherigen Staatsangehörigkeit -, wenn sie acht Jahre rechtmäßig in Deutschland leben, eine Aufenthaltserlaubnis besitzen, ihren Unterhalt selbst finanzieren und nicht wegen einer Straftat verurteilt sind. Mehrstaatigkeit sollte im Rahmen der Ermessensbetätigung vermieden werden.“

Bündnis 90/Die Grünen

„Im Rahmen der Verfassung sind Niederlassungsberechtigte in allen wesentlichen Rechten, den Deutschen gleichzustellen. Dazu gehören die Rechte auf eigene Kultur, Religion etc. Vermehrte Hinnahme doppelter Staatsbürgerschaft zum Abbau faktischer und psychologischer Barrieren ist wünschenswert.“

F.D.P.

“Kulturelle Identität ist im Rahmen der aktiven Zuwendung zu der bundesdeutschen Gesellschaft und ihrer Staats-, Rechts- und Wirtschaftsordnung gewährleistet. Das alleinige Abstammungsprinzip im Staatsangehörigkeitsrecht ist durch eine Mischung von Abstammungs- und Territorialprinzip zu überwinden.“

## PDS

„Integrationsbereitschaft ist von Deutschen wie AusländerInnen zu fördern. Angebliche kulturelle Unterschiede dürfen nicht auf bestimmte Ausländergruppen projiziert werden. Staatlicherseits muss alles unterlassen werden, was solche Konstruktionen argumentativ unterstützt. Kulturelle Identität darf nicht als Abgrenzungsmerkmal gegenüber anderen Identitäten definiert werden. Doppelstaatsangehörigkeiten sind anzuerkennen.“

## 4. Einführung in die ernährungssoziologischen Aspekte der Migration

### 4.1 Grundsätzliches: Was ist das Forschungsfeld der Ernährungssoziologie?

Die Beschäftigung mit Ernährungsfragen und mit den Ernährungsgewohnheiten von menschlichen Populationen kann unter verschiedenen Aspekten betrachtet werden: physiologischen, psychologischen, soziologischen<sup>156</sup>.

Die ernährungssoziologische Forschung im engeren Sinne betrachtet das Ernährungsverhalten des Menschen unter kulturellen, sozial-strukturellen, gruppenspezifischen und ökonomischen Aspekten. Die menschliche Ernährung ist in dieser Betrachtungsweise ein stark sozial geprägtes und sozial orientiertes Phänomen. Schon mit der Geburt beginnt ein Säugling diesen Bereich gemäß der von außen an ihn herangetragenen Vorgaben für sich zu definieren und zu strukturieren. Er erlernt, was er an Nahrung zu erwarten hat und was er selbst für die Erlangung von Nahrung zu tun hat. Das Ernährungsverhalten ist ein Leben lang an soziale Strukturen – soziale Netzwerke, Bezugspersonen und soziale Gebilde auf der Produzenten - wie auf der Nachfrageseite – gebunden. Darüber hinaus kann das eigentliche Verbraucher- und Konsumverhalten nicht unabhängig von vor- und nachgelagerten „Sachzwängen“ beim Kaufentscheidungsverhalten wie auch bei der Küchenausstattung betrachtet werden.<sup>157</sup>

Unter diesem Blickwinkel ist die Ernährungssoziologie ein Bereich der Ernährungswissenschaft, welcher sich schwerpunktmäßig mit „richtigem“ und „falschem“ Ernährungsverhalten, mit Ernährungserziehung und Präventionsmaßnah-

---

**156** Vgl. grundsätzlich dazu: WWW-Information Ernährung und Gesellschaft, Glossar (Auszüge), URL: HYPERLINK <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/ernaehrung/Glossar.htm>, (o. J.), Stichwort „Ernährungssoziologie“.

Vgl. auch: AGEV (Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten e. V.), Ernährungsverhalten: Definition und Determinanten (2001),

URL: <http://www.agev-rosenheim.de/wissenswertes/einfuehrung.htm>.

**157** Vgl.: WWW-Information Ernährung und Gesellschaft, Glossar (Auszüge), URL: <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/ernaehrung/Glossar.htm>, (o. J.), a. a. O.

men, mit Fehl-, Mangel- und Überernährung sowie mit der Zusammensetzung und Verstoffwechselung von Lebensmitteln befasst. Die Ernährungs- und Haushaltswissenschaft wird auch als Oecotrophologie bezeichnet.<sup>158</sup>

J. Edema<sup>159</sup> hat folgende Einflussfaktoren für Ernährungsverhalten herauszufiltern versucht:

- Werte (Leitmotive für das Ernährungsverhalten)
- Ziele (physiologische Ziele)
- Zustand (psychologische Signale, einschl. ästhetischer Gesichtspunkte)
- Familiensituation, finanzielle Lage, zufällige und diffuse Argumente
- Gewohnheiten.<sup>160</sup>

Ernährungsverhalten ist somit grundsätzlich als multifaktoriell beeinflusst anzusehen. Um dieses zu untersuchen besteht die Notwendigkeit interdisziplinärer Kenntnisse über verschiedene Fachbereiche, wobei soziologische Aspekte nur einen Teil davon abdecken.<sup>161</sup> Das sog. „*Sonnenmodell*“, das eine ganzheitlich-ökologische Sichtweise des Ernährungsverhaltens nahe legt, bringt diese Multi-

---

Vgl. auch: Thomas Kutsch, Ernährungssoziologie, in: ders. (hrsg.), Ernährungsforschung – interdisziplinär, Darmstadt 1993, S. 98-135 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).

**158** Vgl.: WWW-Information Ernährung und Gesellschaft, Glossar (Auszüge), URL: <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/ernaehrung/Glossar.htm>, (o. J.), Stichwort „Ernährungswissenschaft“.

**159** Vgl.: J. Edama, Soziologische Betrachtungen über Ernährungsgewohnheiten, in: Ernährungsumschau 27, Heft 5, 1980, S. 149-153.

**160** Vgl. ebd.

Siehe auch: Marie-Luise Rahier, Untersuchungen zur Stabilität von Ernährungsverhalten deutscher Aussiedler aus Polen, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades im Fachbereich Ernährungswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1985, S. 15.

**161** Vgl.: AGEV (Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten e. V.), Ernährungsverhalten: Definition und Determinanten (2001), URL: <http://www.agev-rosenheim.de/wissenswertes/einfuehrung.htm>, a. a. O.

faktorialität auch sehr schön graphisch zum Ausdruck.<sup>162</sup>

Nach Bodenstedt<sup>163</sup> ist Ernährungsverhalten die Gesamtheit aller gewohnheitsmäßigen Handlungsvollzüge, deren Sinn darin besteht, Nahrung zu erzeugen, zu beschaffen, zu bearbeiten, sich einzuverleiben sowie anderen Zwecken symbolischer Art zur Verfügung zu stellen.

Marie-Luise Rahier bezeichnet Ernährung als „System“.<sup>164</sup> Darunter versteht sie, dass Essen und Trinken für den Menschen *mehr* sind als nur die Deckung physiologischer Bedürfnisse bzw. die Stillung von Hunger und Durst. „Ernährung befriedigt ebenso Bedürfnisse des Menschen nach bestimmten Lebensmitteln, Speisen und Gerichten. *Diese Bedürfnisse sind als die Summe aller im Bereich der Ernährung gemachten, individuellen subjektiven Erfahrungen zu verstehen..., die der Mensch von seiner Geburt an erlebt. Diese Erfahrungen wiederum stehen in einem engen Kontext mit der jeweiligen Kultur bzw. Gesellschaft, in der der Mensch aufwächst.*“<sup>165</sup>

U. Tolksdorf<sup>166</sup> betont, dass es die Werte und Normen der Gesellschaft sind, die bestimmen, was als Nahrungsmittel angesehen wird und was nicht, und was aus

---

**162** Vgl.: Forschungsbericht: Erfassung und Deutung des menschlichen Ernährungsverhaltens - „Ernährungsmodell-Studie in Gießen“ (EMSIG), Gießen 1983, S. 5, Abb. 2: „Ernährungssystem I: Statisch-systematisch: Faktoren, die die Nahrungswahl kurz- und langfristig beeinflussen.“. (Mitarbeiter: Dipl. Oec. Troph. H. Boeing, Dipl. Soz. A. Hendrichs, Dipl. Ing. Agr. U. Behrens; Leitung und Redaktion: Prof. Dr. A. A. Bodenstedt und Dr. U. Oltersdorf). Siehe auch Abbildung des Sonnenmodells im Anhang dieser Arbeit.

**163** Vgl.: A. Andreas Bodenstedt, Ernährungsverhalten und Ernährungsberatung, in: H. D. Cremer (hrsg.), Handbuch der Landwirtschaft und Ernährung in den Entwicklungsländern, Band 2: Nahrung und Ernährung, 2. Auflage, Stuttgart 1983, S. 239-267, hier S. 240.

**164** Vgl.: Marie-Luise Rahier, Untersuchungen zur Stabilität von Ernährungsverhalten..., a. a. O., S. 15 ff.

**165** Ebd., S. 15 f. Hervorhebung von mir, d. V.

Vgl. auch: A. A. Bodenstedt, u. a., Ernährungsbedürfnisse und Ernährungsverhalten. Ansätze zur Integration unterschiedlicher Aspekte in einem Modell. Forschungsbericht, Gießen 1979, S. 24 ff.

**166** U. Tolksdorf, Strukturalistische Nahrungsforschung, in: Ethnologia Europaea, Vol. IX, 1, 1976, S. 64-85, hier S. 67; zit. n.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 16.

welchem Anlass und in welcher Situation zu sich genommen wird. Der Mensch betreibt überwiegend Bedürfnisbefriedigung auf dem Gebiet der Ernährung (aber nicht nur dort) nach kulturell tradierten und damit erlernten Methoden. „Die Fülle der überhaupt möglichen Nahrungsmittel wird durch die jeweilige Kultur selektiv und integrativ geordnet und gestaltet. Dies geschieht durch die Internalisierung normativer Werte.“<sup>167</sup>

Normen und Werte einer Kultur dienen somit dem Menschen als Informationen darüber, was er zu sich nimmt, sowie als Steuerungsmechanismus in Bezug auf Ort, Art und Zeitpunkt der Nahrungsaufnahme. Essen und Trinken sind also immer in kulturelle Rahmenbedingungen eingebettet, die das Ernährungsverhalten bestimmen und lenken. Betrachtet man die Kultur als Gesamtsystem bzw. als Rahmen möglicher Verhaltensweisen, so kann das Ess- und Trinkverhalten als ein Subsystem dieses Gesamtsystems betrachtet werden, wobei sich dieses Subsystem wiederum in weitere Sub-Subsysteme (Ernährungsgewohnheiten, -muster, Einstellungen u. a.) untergliedern lässt.<sup>168</sup>

Zu den Faktoren, die das Subsystem Ernährungsverhalten entscheidend beeinflussen, gehören u. a.:

- Physiologisch- organische Merkmale: Alter, Geschlecht, Gewicht, individueller Gesundheitszustand usw.
- Ökonomisch-soziale Bestimmungsgrößen: Einkommensverhältnisse, Berufstätigkeit, Wohnsituation, Lebensstandard.
- Bildungsmerkmale: Ernährungswissen, Aufgeschlossenheit gegenüber Neuerungen (Bereitschaft, neue Kochrezepte auszuprobieren, neue, ggf. „exotische“ Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, etc.).

---

**167** Vgl. : M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 16 f.

**168** Vgl. ebd., S. 17.



- Persönliche Interessen und Einstellungen: Freizeitverhalten, Gesundheitsbewusstsein usw.
- Technologische Bedingungen: Küchenausstattung, Angebotsfaktoren wie Einkaufsmöglichkeiten, Angebot an Lebensmitteln usw.<sup>169</sup>

Bei der Erforschung des Ernährungsverhaltens und der Ernährungsweise von MigrantInnen gilt es also, „den Einfluss der durch die Migration hervorgerufenen Veränderungen in den Lebensumständen auf Teilsysteme des Ernährungssystems sowie im Hinblick auf Veränderungen im Ernährungsverhalten zu untersuchen.“<sup>170</sup>

#### 4.1.1 Verhaltens-Regulations-Modell<sup>171</sup>

Nahrungsauswahl ist immer ein Verhalten, wobei das Verhalten immer eine Auseinandersetzung mit der subjektiven Umwelt des sich Verhaltenden darstellt.<sup>172</sup>

Nach dem verhaltenstheoretischen Modell K. Lewins ist Verhalten somit eine Funktion der Person einerseits und seiner/ihrer subjektiven Umwelt andererseits:

$$V = F(P, U).^{173}$$

Das Verhalten einer Person ist an die Umwelt gebunden, mit der diese sich auseinandersetzt und in wechselseitiger Beziehung steht. Person und Umwelt sind dabei jedoch keine statischen Größen, sondern sind dynamisch und entwickeln sich. Umwelten werden von verschiedenen Personen unterschiedlich wahrgenommen,

---

**169** Vgl. ebd..

**170** Vgl. ebd..

**171** Vgl. ebd. S. 19 ff.,

**172** Der Einfachheit halber werden hier Verhalten und Handlung gleichgesetzt

**173** Vgl.: K Lewin, Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, in: D. Cartwigh (hrsg.), *Ausgewählte Schriften*, Bern/Stuttgart 1963.

Vgl. auch: K. Lewin, *Forces behind food habits and methods of change*, in: *Bulletin of the national Research Council*, 108, 1943.

je nach der Vorstellungswelt, in der diese leben; diese hängt wiederum von Alter, Geschlecht, psychischem Reifezustand und aktuellen Stimmungen ab und natürlich auch von den Lebensbedingungen, in der die betreffenden Personen gerade leben. Das kann bspw. auch bedeuten, dass auf regelmäßig wiederkehrende bzw. sich wiederholende Umweltreize nicht immer gleich reagiert werden muss, sondern je nach Beschaffenheit und Gesamtheit der dabei beteiligten Faktoren ein und dasselbe Individuum völlig unterschiedlich handeln kann.<sup>174</sup> Deshalb kann der Sinn einer Handlung nur durch den aktuellen Kontext der Situation erklärt werden bzw. durch die subjektive Interpretation, die das jeweilige Individuum der je spezifischen Situation, in der es steckt, angedeihen lässt.<sup>175</sup>

Zu Lewins Feldtheorie des Verhaltens kann noch ergänzend Folgendes hinzugefügt werden:

„Erstens, die Analyse des Verhaltens muss von der Gesamtsituation (von mir hervorgehoben, d. V.) ausgehen. Der Erklärungszusammenhang wird über die enge Ausschnittshaftigkeit einzelner Reiz- und Reaktionselemente ausgeweitet. Die gesamte Situation, wie sie für die Person existiert, wird zu rekonstruieren versucht. Das bedeutet zweitens, dass der Erklärungsansatz psychologisch sein muss. Die Determinanten des Verhaltens, seien sie in der Umgebung oder in der Per-

---

**174** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 19.

**175** Vgl. hierzu auch: Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2. Bde., Frankfurt/M. 1998, Band 1, S. 44 ff. (stw 1360).

Vgl. ebenso: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 19.

Am augenfälligsten ist dies bspw. bei gestörtem Essverhalten: wenn z.B. ein junges Mädchen in der Pubertät an Anorexia nervosa (Magersucht) leidet, empfindet es sich immer als zu dick, selbst wenn es buchstäblich "bis zum Skelett" abgemagert ist. Die „objektive“ Information, dass es viel zu dünn ist und für sein Alter viel zu wenig wiegt, kann es nicht von seiner subjektiven Überzeugung abbringen, noch weiter „abspecken“ zu müssen, um etwa einem durch die Medien suggerierten Schönheitsideal zu entsprechen (Entsprechendes gilt gleichfalls für die Bulimie, die Ess-Brech-Sucht, wenn auch etwas anders gelagert). So kann es deshalb auch zu subjektiv-psychologisch oder altersbedingten, wahnhaften Verzerrungen der eigenen Körperwahrnehmung kommen. Zur Anorexia nervosa vgl. auch: Medizinform im Internet, Anorexia Nervosa, URL: <http://www.medizinfo.com/ernaehrung/anorexie.htm>.

son zu lokalisieren, sind psychologisch (Hervorhebung im Original, d.V.) und nicht quasiphysikalisch zu fassen. Deshalb gehören z.B. nicht Reize, wie sie der Behaviorist *physikalisch* zu definieren versucht, sondern wahrgenommene Umweltgegebenheiten, die sich der Person als Handlungsmöglichkeiten anbieten, zu den Grundeinheiten der Kausalanalyse. Zu einer psychologischen Analyse gehört jedoch nicht nur das, was dem Handelnden in der umgebenden Situation phänomenal gegeben ist. Auch was im Erleben nicht repräsentiert, aber verhaltenswirksam ist, gehört dazu. Drittens werden bloße Kopplungen im Sinne von Reiz-Reaktions-Assoziationen nicht als ausreichend erachtet. Jedem Verhalten liegen Kräfte zugrunde. Das ist der dynamische Ansatz der Verhaltensklärung, der über die Annahme eines allgemeinen und richtungsspezifischen Triebes hinausgeht.“<sup>176</sup>

Viertens ist es für die Lewin'sche Feldtheorie wichtig, nach der konstruktiven Methode vorzugehen. Bloße Klassifikation der beobachteten Phänomene bleibt bei der Beschreibung stehen; Schlussfolgerungen können in die Irre führen. Gleiches Verhalten kann unterschiedliche Ursachen haben. Man muss deshalb allgemeine Erklärungsbegriffe festlegen, „die als Konstruktionselemente zu verwenden sind und aus deren Zusammenhang auch der konkrete Einzelfall seine Klärung findet.“<sup>177</sup>

Fünftens ist das Verhalten bzw. das Handeln eine Funktion des je gegenwärtigen (psycho-sozialen) Feldes. Künftige wie vergangene Ereignisse können nicht das Verhalten bestimmen, lediglich die gegenwärtigen sind verhaltenswirksam. Vergangenes oder Künftiges kann gegenwärtig erinnert bzw. vorweggenommen werden und so die Gegenwart beeinflussen. Vergangene Ereignisse können in die Struktur des gegenwärtigen Feldes einfließen, indem sie im Wortsinne „verge-

---

**176** Heinz Heckhausen, *Motivation und Handeln*, 2., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage, Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/Tokyo/Hong Kong 1989, S. 135 (Springer).

**177** Vgl. ebd.

genwärtigt“ werden.<sup>178</sup>

Alle diese Bedingungsbeziehungen konstituieren nach Lewin ein psychisches Feld, in dem unterschiedliche Kräfte, sich anziehende (positive Valenzen) und sich abstoßende (negative Valenzen), wirken. Aus der Stärke der Valenzen (Ziele) „resultiert die Stärke und die Richtung der Kräfte, die zum Handeln aktivieren.“<sup>179</sup>

Die Feldtheorie kann nun auf das (Ernährungs-)Verhalten von MigrantInnen wie folgt angewandt werden: Vor der Emigration befinden sich die verschiedenen Valenzen und (psychischen) Kräfte im Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht wird durch den Akt der Migration/Emigration gestört, die Faktoren, die das Ernährungsverhalten beeinflussen, verändern sich. Im Verlauf der Anpassung an die geänderten Umweltbedingungen im Aufnahmeland pendelt sich (im Idealfall) das gestörte Gesamtgleichgewicht allmählich wieder ein, wobei angenommen werden kann, dass die einzelnen Valenzen nicht unbedingt die gleiche Stärke bzw. das gleiche Niveau besitzen müssen wie vor der Umsiedlung. „Daraus erhebt sich zwangsläufig die Frage, welche Veränderungen stattgefunden haben und welche Kräfte einen Wandel in den Ernährungsgewohnheiten bewirken bzw. helfen, die mitgebrachten Gewohnheiten zu stabilisieren, so, dass letztendlich wieder ein Gleichgewicht im gesamten Ernährungsverhalten erzielt wird.“<sup>180</sup>

Die Auswirkungen der Migration auf das psychische Gleichgewicht bzw. das Gleichgewicht von Valenzen und Kräften kann demgemäß wie folgt in drei Schritten beschrieben werden:

---

**178** Vgl.: Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einführung in die verstehende Soziologie (1932), 5. Auflage, Frankfurt/M. 1991, S. 62 ff. (stw 92).

**179** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 19.

Vgl. auch: Heinz Heckhausen, Motivation und Handeln, 2., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage, Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/Tokyo/Hong Kong 1989, S. 136, wo sich auch einige kritische Anmerkungen zur Feldtheorie Lewins finden, die aber hier nicht Thema der Diskussion sind.

**180** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 20.

- Das Aufheben eines Gleichgewichts des bisherigen Ernährungsverhaltens (bei der Migration/Emigration)
- Die Bewegung zum neuen Verhaltensniveau (Anpassung an die neuen Umweltbedingungen im Aufnahmeland)
- Die Stabilisierung des neuen Gleichgewichts (Integration).<sup>181</sup>

#### 4.1.2 Ernährungsverhalten

Ernährungsverhalten kann definiert werden als die „Gesamtheit der geplanten und gewohnheitsmäßigen ernährungsbezogenen Handlungsvollzüge.“<sup>182</sup>

Der Begriff umfasst die Beschaffung, Bearbeitung und den Verzehr von Nahrung sowie sämtliche symbolischen und rituellen Handlungen, die sich auf irgendeine Weise auf Nahrungsmittel beziehen.<sup>183</sup>

Das Ernährungsverhalten ruht auf mehreren Säulen: Zum einen auf den individuellen physiologischen Funktionen (Hunger-Sättigungs-Mechanismus, physiologisch-organischen Regelungsmechanismen usw.), zum anderen auf einer Kette von Lernerfahrungen und –prozessen, die unterschiedlichsten Einflüssen aus Umwelt, Gesellschaft, Kultur, Religion, Erziehung etc. ausgesetzt sind. Die diversen Faktoren sind im einzelnen benennbar und bekannt, jedoch ihr Zusammenspiel und ihre „synergetischen“ Wirkungseffekte sind noch weitgehend unerforscht oder erst bruchstückhaft der wissenschaftlichen Analyse zugeführt worden.<sup>184</sup>

---

**181** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 23.

**182** A. A. Bodenstedt, u. a., Ernährungsbedürfnisse und Ernährungsverhalten. Ansätze zur Integration unterschiedlicher Aspekte in einem Modell. Forschungsbericht, Gießen 1979, S. 19.

**183** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 21.

**184** Vgl. ebd.

Ferner kann das Ernährungsverhalten entweder auf die einzelne Person (individuelles Ernährungsverhalten) oder auf eine Gruppe oder die Gesamtgesellschaft (kollektives Ernährungsverhalten) bezogen gedacht werden. Das individuelle Ernährungsverhalten, um das es der vorliegenden Untersuchung vorwiegend gehen soll, äußert sich als konkretes Verhaltensmuster in bestimmten Verzehrsituationen (Mahlzeiten). Die Mahlzeiten differieren in Quantität und Qualität, ausgedrückt in Frequenz, Ort der Einnahme, Zeitdauer, Verzehrsgemeinschaften (z.B. Familie) etc. Mahlzeiten unterliegen ständig wechselnden individuellen wie gesellschaftlichen Bewertungen, wobei diese Bewertungen je nach Bedürfnissen und gesellschaftlichen Normen gesteuert werden.<sup>185</sup>

Mahlzeiten bestehen aus festen oder flüssigen Bestandteilen, die, je nach Kulturbereich und den impliziten Wertesymbolen von Nahrung, in einer ganz bestimmten Reihenfolge und Zusammensetzung offeriert werden.<sup>186</sup>

Beim individuellen Nahrungskonsum sind innere wie äußere Reize ausschlaggebend für ganz bestimmte Verhaltensweisen, die durch positive Sanktionen weiter stabilisiert und „eingeschliffen“ werden. Der Kernbereich der Nahrungsaufnahme ist dabei der familiäre Haushalt, wobei die Hausfrau (oder, seltener, der Hausmann) in der Rolle des „gate keepers“ eine dominierende Stellung einnimmt.<sup>187</sup>

---

**185** Vgl. ebd., S. 21 f.

**186** Vgl. ebd., S. 22.

**187** Vgl. ebd., S. 22.

Die Rolle des „gate keepers“ wird von Rahier wie folgt definiert: „Verschiedene Kräfte regulieren den Nahrungsweg, z.B. Geschäfte, der Garten, der Markt usw. Die Kanäle variieren je nach Familie, wobei der Hausfrau die Rolle des *gate keepers* zugesprochen wird auf Grund ihrer dominanten Stellung im Haushalt. Innerhalb der Kanäle greifen verschiedene Kräfte an, äußere finanzielle Umstände und kulturelle Werte beeinflussen den Weg der Nahrungsmittel. Als Hindernisse kommen in Frage der Kauf, die Vorbereitung (Ekel vor Farbe, Aussehen usw.) und das Präsentieren vor der Familie (Ablehnung).“ Ebd., S. 22, Anm. 1. Zur Rolle der Hausfrau als „gate keeper“ und der damit zusammenhängenden „channel theory“ s. auch: K. Lewin, Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, in: D. Cartwright (Hrsg.), *Ausgewählte Schriften*, Bern/Stuttgart 1963, sowie K. Le-

Ernährungsverhalten geht häufig, jedoch nicht immer unreflektiert und gewohnheitsgesteuert vor sich, die überlieferten und durch Tradition bestimmten Verhaltensweisen werden dadurch gefestigt und weitergegeben. Durch frühzeitige Ernährungserziehung ist es deshalb auch möglich, richtiges Ernährungsverhalten zu vermitteln und „für die Übertragung von Wertvorstellungen von richtiger und falscher Ernährung zu sorgen.“<sup>188</sup>

Wirken starke äußere Einflüsse – z.B. bedingt durch die Übersiedlung in ein anderes Land – auf die Ernährungsgewohnheiten und das erlernte Verhalten ein, so kann es dazu kommen, dass sich das Ernährungsverhalten ändert.<sup>189</sup>

#### 4.1.3 Ernährungsgewohnheiten

*Ernährungsgewohnheiten* sind (im psychologischen Sinne) *gelernte, durch häufige Wiederholung in Routine übergegangene, quasi „automatisch“ und unbewusst ablaufende Verhaltensschemata, die in bestimmten Situationen oder durch ganz spezifische Reize ausgelöst werden*: ein Mensch z.B., der zum Dicksein neigt, greift gleichsam wie von selbst zu Süßigkeiten, wenn er/sie unter Stress steht, oder ein anderer wird ohne die obligatorische Tasse Kaffee zum Frühstück „nicht wach“; die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.<sup>190</sup>

In der Soziologie bezeichnen *Gewohnheiten Verhaltensformen, die in wiederkehrenden Situationen routinemäßig und selbstverständlich ablaufen, ohne aber deswegen verbindlich vorgeschrieben bzw. explizit ausformuliert sein zu müssen.*<sup>191</sup>

---

win, Forces behind food habits and methods of change, in: Bulletin of the national Research Council, 108, 1943.

**188** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 22.

**189** Vgl. ebd., S. 23.

**190** Vgl. ebd., S. 23 f.

**191** Vgl.: W. Fuchs u. a. (hrsg.), Lexikon der Soziologie, Opladen 1973.

Soziale Verhaltensweisen können vermittlels von Lernvorgängen und durch systematische Einübung und Wiederholung zu Gewohnheiten im psychologischen Sinne werden, „ihre Entstehung und häufige Wiederkehr müssen aber durch soziale Tatsachen erklärt werden.“<sup>192</sup>

Gewohnheiten können dem gemäß durch ständige Wiederholung und Imitation zu habitualisierten Verhaltensweisen werden, zu Attitüden und (mehr oder weniger unbewusst bleibenden) sozialen Einstellungen, die im sozialen Feld zur Geschmacksbildung, Vorlieben und Abneigungen etc. beitragen. In diesem Sinne kann also dann durchaus gesagt werden: „Sag mir, was (und wie) du isst, und ich sage dir, wer du bist.“

Anhand der Vorlieben und Abneigungen für bestimmte Nahrungsmittel, die sich durch *soziale Habitualisierung* herausbilden, lässt sich auch empirisch nachweisen, dass Geschmacksfragen auch sozusagen Klassenfragen sind<sup>193</sup>: die gesellschaftliche Stellung eines Menschen lässt sich anhand seiner Ernährungsgewohnheiten festlegen, wie Bourdieu dies plastisch an verschiedenen Berufsgruppen im Frankreich der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts illustriert:

*„Das System der Unterschiede lässt sich genauer fassen, wird die Verteilung des Nahrungsmittelkonsums näher in Augenschein genommen: hier differieren Industrielle und Kaufleute grundlegend von den Angehörigen freier Berufe und erst recht von den Lehrern höherer Schulen und Hochschulen, insofern sie großes Gewicht auf Mehlerzeugnisse (speziell Back- und Konditoreiwaren), auf Wein, Fleischkonserven und Wild legen, relativ wenig dagegen auf Frischfleisch, frisches Obst und Gemüse. Die Lehrer höherer Schulen und Hochschulen, deren*

---

**192** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 24.

**193** Vgl. zur Theorie des „sozialen Habitus“ und dessen Beziehung zur Geschmacksbildung auch: Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frank-



*Ausgaben für Essen und Trinken sich nahezu decken mit denen der Büroangestellten, wenden mehr als die übrigen Gruppen für Brot, Molkereiprodukte, Zucker, Marmelade, nichtalkoholische Getränke auf, weniger für Wein und Alkohol, deutlich weniger als die freien Berufe und die Lehrkräfte und Professoren für teure Produkte wie Frischfleisch..., frischem Obst und Gemüse. Die Freiberufler wiederum heben sich vor allem durch beträchtliche Ausgaben für eben diese teuren Erzeugnisse hervor, für Frischfleisch (18,3% der Lebensmittelausgaben), besonders das kostspieligere (Kalb, Hammel, Lamm), Frischobst und -gemüse, Fisch, Schalen- und Krustentiere, Käse und Apéritifs.“<sup>194</sup>*

Demgemäß spielen rein physiologische Bedürfnisse bei der Nahrungsmittelauswahl eine eher untergeordnete Rolle. Ernährungsgewohnheiten bilden sich zunächst im Verlauf des Sozialisationsprozesses während der Kindheit heraus, hauptsächlich vermittelt durch Imitation und Lernprozessen, die bestimmte Routinen herausbilden. Später kommen individuelle Erfahrungen hinzu, die durch emotionale Vorgänge verstärkt werden, die sowohl als positive wie als negative Erlebnisse gewertet werden können. Andere Faktoren wie der bereits erwähnte Geschmack, der auch als soziales Distinktionsmittel fungieren kann, aber auch Aussehen, symbolische Prestigewerte (Statussymbole) sowie die psychosoziale Bedeutung von Ernährung (kommunikative Funktion, Sicherheitsfaktor etc.) kommen hinzu, um ein multifaktorielles Geschehen abzubilden bzw. zu verursachen, das, wie schon gesagt, nicht auf die rein physiologische Dimension der Nahrungsaufnahme reduziert werden kann.<sup>195</sup>

Diese habitualisierten, soziokulturell erworbenen und keineswegs vererbten Einstellungen gegenüber Essen und Trinken besitzen eben wegen ihres gewohn-

---

furt/M. 1987, insb. S. 141 ff. und S. 298 ff., wo der Geschmack als soziales Distinktionsmittel beschrieben wird.

**194** Ebd., S. 299 f.

heitsmäßigen und „eingeschliffenen“ Charakters einen hohen Grad an (auch emotionaler) Irrationalität, was nicht zuletzt auch erklärt, warum trotz besserer Einsicht manche ungesunden Ernährungsgewohnheiten beibehalten und zäh verteidigt werden.<sup>196</sup>

Die Bedeutung dieser habitualisierten Handlungen kann sogar so immens sein, dass trotz Hunger neue, ungewohnte Lebensmittel abgelehnt werden, „wenn sie nicht mit bestimmten gesellschaftlich anerkannten Normen und Werten übereinstimmen.“<sup>197</sup>

Aus all diesen Überlegungen ist zu schließen, dass am ehesten solche Ernährungsgewohnheiten verändert werden können, die aus rationalen Erwägungen heraus vorgenommen werden und eher marginalen emotionalen Wert besitzen (bspw. wird jemand, der aus Zeitgründen gezwungen ist, viel „aus der Dose“ zu leben, gleichzeitig aber „eigentlich“ gerne selber kocht, seine Ernährungsgewohnheiten sofort dann wieder umstellen, wenn es ihm/ihr gelingt, genügend Zeit frei zu machen, um wieder „vernünftig“ zu kochen und gesündere Mahlzeiten zuzubereiten). Der größere Teil der Nahrungsgewohnheiten jedoch entzieht sich solchen rationalen Erwägungen und konstituiert ein Feld von Praktiken, die weitgehend „durch bio-physische und physiologische, politisch-rechtliche, ökonomisch-

---

**195** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 25.

**196** Vgl. ebd.

**197** Ebd.

Die Bedeutung von habitualisierten Handlungen und Einstellungen wird insbesondere bei religiösen Tabus deutlich: ein Jude oder Muslim würde in den meisten Fällen nie auf die Idee kommen, Schweinefleisch zu essen, selbst wenn nur dieses als Fleisch zur Verfügung stünde, weil religiöse Vorstellungen vorschreiben, dass Schweinefleisch „unrein“ ist. Man denke hier auch an die Bedeutung des Schächtens bei der Schlachtung, das christlich geprägten oder besser gesagt westlichen Vorstellungen von „Tierschutz“ diametral entgegensteht und kulturelle Konflikte erzeugt, die neulich (im Januar 2002) sogar das Bundesverfassungsgericht beschäftigt haben. Zur Problematik des Schächtens aus jüdischer Sicht s. auch: Alfred Donath, Schächten – Tierschutz und Religionsfreiheit. Für die Zulassung der rituellen Schlachtung von Tieren, in: NZZ Online (Neue Zürcher Zeitung), 12. 12. 2001, URL: <http://www.nzz.ch/2001/12/12/il/page-article7UH77.html>.

technische sowie soziokulturelle Determinanten vorprogrammiert“ sind.<sup>198</sup> Im Falle der Integration von Einwanderern bzw. MigrantInnen in eine Aufnahmegesellschaft kann dies z.B. dann konkret bedeuten, dass die finanzielle Situation, Anpassungsdruck durch die Umwelt, Zwänge des Berufslebens, kulturelle Präferenzen (was „man“ isst und was nicht usw.), aber auch etwa die Verfügbarkeit oder Nicht-Verfügbarkeit bestimmter Lebensmittel etc. allgemeine Einflüsse auf die EinwanderInnen ausüben können, die sich ihrem Willen oder ihrer individuellen Handlungsdisposition *entziehen*, was wiederum entscheidende Auswirkungen auf ihr Essverhalten in der „neuen Heimat“ haben kann.

Ein anderer wichtiger Punkt, der hier anzusprechen ist, der aber auch nicht verschwiegen werden kann, ist das Problem bzw. die Gefahr des *Alkoholismus*. In bestimmten Religionen, wie z.B. in großen Teilen der muslimischen Welt, ist Alkoholenuss verpönt oder sogar strikt untersagt. Auswanderung aus der Heimat und Ansässig-Werden in der zunächst noch fremden Welt des Aufnahmelandes kann, wenn die üblichen Übergangsschwierigkeiten nicht überwindbar scheinen, bei MigrantInnen zu einer psychosozialen Situation führen, wo die Gefahr des Alkoholmissbrauchs sehr groß werden kann, besonders dann, wenn die „Trinksitten“ des Aufnahmelandes sehr stark von dem des Herkunftslandes differieren und der Zugang zu Alkohol relativ leicht ist – was in den meisten westlichen Ländern der Fall ist. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass es auch eine genetische Disposition für Alkoholismus gibt – der psychosoziale Aspekt sollte allerdings die zentrale Rolle einnehmen. Erst die Analyse der *Kombination* von genetischen, psychologischen und sozialen Faktoren kann eine ausreichende wissenschaftliche Deskription des Alkoholismus bzw. Alkoholmissbrauchs gewährleisten – auch hier liegt, m.a.W., ein *multifaktorielles Geschehen* vor, wie beim Ernährungsver-

---

**198** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 26.

Vgl. auch: Ernährungsbericht 1976, S. 399.

Vgl. ebenso: I.-U. Leonhäuser, Soziokulturelle Auswirkungen auf das Verbraucherverhalten, in: Der Förderungsdienst – Fachzeitschrift für Agrarwirtschaft, Ernährung und Ökologie, Wien, Sonderbeilage zum Heft 4/1999, S. 8-14.

I.-U. Leonhäuser, Ernährungskompetenz im Kontext einer Risiko- und Erlebnisgesellschaft, in: aid Special No. 3412, 1997, S. 8-13.

halten generell.<sup>199</sup>

Die Begriffe Alkoholabhängigkeit und Alkoholmissbrauch sind entscheidend durch die Krankheitsklassifikationssysteme ICD-10 der WHO<sup>200</sup> und das US-amerikanische DSM-IV-System geprägt worden. Das folgende Schema soll die Kriterien für Missbrauch und Abhängigkeit von Alkohol vorstellen und die beiden Klassifikationssysteme einander gegenüberstellen, als erste Einführung in das Thema.

<b>Kriterien für Missbrauch und Abhängigkeit nach DSM-IV und ICD-10<sup>201</sup></b>	
<b>DSM-IV</b>	<b>ICD-10</b>
<b>Kriterien für Missbrauch</b>	<b>Schädlicher Gebrauch</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Vernachlässigung von Pflichten</li> <li>• Alkohol trotz körperlicher Risiken</li> <li>• Alkohol trotz Problemen mit der Polizei</li> <li>• Alkohol trotz psychosoziale Probleme</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Schädigung der psychischen oder physischen Gesundheit</li> </ul>
<b>Kriterien für Abhängigkeit</b>	<b>Kriterien für Abhängigkeit</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Toleranzentwicklung, definiert durch eines der folgenden Kriterien:             <ul style="list-style-type: none"> <li>- Verlangen nach ausgeprägter Dosissteigerung, um einen Intoxikationszustand oder erwünschten Effekt herbeizuführen</li> <li>- Deutlich verminderte Wirkung bei fortgesetzter Einnahme derselben Dosis</li> </ul> </li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Nachweis einer Toleranzentwicklung (gesteigerte Drogenaufnahme bei gleicher Wirkung)</li> </ul>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Entzugssymptome</li> <li>- Charakteristisches Entzugssyn-</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Ein körperliches Entzugssyndrom bei Beendigung oder Re-</li> </ul>

**199** Vgl.: Heinrich Küfner/Ludwig Kraus, Epidemiologische und ökonomische Aspekte des Alkoholismus, in: Dtsch. Ärztebl. 2002, 99, A 936-945 (Heft 14), URL: <http://www.slsev.de/Publikation/Basisinfo/epidemalkohol.pdf>.

**200** World Health Organization, Weltgesundheitsorganisation, Unterorganisation der UNO.

**201** Vgl.: Heinrich Küfner/Ludwig Kraus, Epidemiologische und ökonomische Aspekte des Alkoholismus, a. a. O., A 938, Tabelle 1.

drom der jeweiligen Substanz - Die gleiche oder eine ähnliche Substanz wird eingenommen, um Entzugssymptome zu lindern oder zu vermeiden.	duktion des Konsums
<ul style="list-style-type: none"> <li>Die Substanz wird häufig in größeren Mengen oder länger als beabsichtigt eingenommen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Verminderte Kontrollfähigkeit bezüglich des Beginns, der Beendigung und der Menge des Konsums (unzureichende Kontrolle)</li> </ul>
<ul style="list-style-type: none"> <li>Anhaltender Wunsch oder erfolgloser Versuch, den Substanzgebrauch zu verringern oder zu kontrollieren</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Ein starker Wunsch oder eine Art Zwang, psychotrope Substanzen zu konsumieren (Suchtverlangen)</li> </ul>
<ul style="list-style-type: none"> <li>Viel Zeit für Aktivitäten, um die Substanz zu beschaffen, sie zu sich zu nehmen oder sich von ihrer Wirkung zu erholen.</li> </ul>	
<ul style="list-style-type: none"> <li>Wichtige soziale, berufliche oder Freizeitaktivitäten werden aufgrund des Substanzmissbrauchs aufgegeben oder eingeschränkt.</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Fortschreitende Vernachlässigung anderer Vergnügungen oder Interessen zugunsten des Substanzkonsums (Einengung des Verhaltens auf den Substanzkonsum)</li> </ul>
<ul style="list-style-type: none"> <li>Fortgesetzter Substanzmissbrauch trotz Kenntnis eines anhaltenden oder wiederkehrenden körperlichen oder psychischen Problems, das wahrscheinlich durch den Substanzmissbrauch verursacht oder verstärkt wurde.</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>Anhaltender Substanzkonsum trotz eindeutig schädlicher Folgen, im körperlichen, psychischen oder sozialen Bereich.</li> </ul>

#### 4.1.4 Lebensmittelpräferenzen

Das Präferieren, d.h. das Vorziehen von ganz bestimmten Lebensmitteln gegenüber anderen, kann selbstredend nur da erfolgen, wo genügend Auswahlmöglichkeiten existieren, mithin gezielt selektiert werden kann. Die Frage nach dem Entstehen und der Herkunft von Lebensmittelpräferenzen kann nicht eindeutig auf eine Ursache zurückgeführt werden, auch hier liegt ein multifaktorielles Geschehen vor, das nur bis zu einem gewissen Grad analytisch rekonstruiert werden

kann.<sup>202</sup>

Nach Dickins<sup>203</sup> kann zunächst davon ausgegangen werden, dass kulturelle Vorgaben einen begrenzenden Einfluss auf das Nahrungsmittelangebot und die Ernährungsmuster ausüben: „Preferences are the result of food availability, climate, geographical conditions and technological development.“<sup>204</sup>

Als weitere Punkte gibt Dickins den „sozialen Zustand“ (Familienmitglieder, Nachbarn etc.) und den Einfluss persönlicher Kontakte zu Freunden, Verwandten usw. an, die als Faktoren wirken können, um Lebensmittelpräferenzen herauszubilden. Als Indikatoren für den „Stand“ der Präferenzen können Merkmale wie Alter, Bildung und Einkommensverhältnisse hinzugefügt werden.<sup>205</sup>

L. S. Selling<sup>206</sup> zählt ergänzend folgende Faktoren auf, die die individuellen Ernährungspräferenzen zu beeinflussen vermögen:<sup>207</sup>

## 1. Ökonomischer Hintergrund

---

**202** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 27.

**203** Vgl.: D. Dickins, Factors related to Food Preferences, in: Journal of Home Economics, Vol. 57, No. 6, 1965, S. 427.

**204** Ebd.

**205** Vgl. ebd.

Zu den geographischen Vorbedingungen der landwirtschaftlichen Produktion und ihren Einfluss auf die Menschheitsentwicklung bzw. die soziokulturelle Evolution s. auch: Jared Diamond, Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt/M., August 1999, insb. S. 91, S. 101 ff. und S. 208 ff. (Fischer).

**206** Vgl.: D. Dickins, Factors related to Food Preferences, in: Journal of Home Economics, Vol. 57, No. 6, 1965, S. 427.

Siehe auch: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 27 f.

**207** Vgl.: L. S. Selling, Some Psychological Aspects of Nutrition, in: Journal of the American Dietetic Association, Vol. 18, 1942, S. 741.

Vgl. auch: I.-U. Leonhäuser, Nutrition Behaviour as an Object of Research. An Overview of special Points of View, in: European Interdisciplinary Meeting „Current Research into Eating Practices Contributions of Social Sciences“, Potsdam, Oct. 1993, AGEV Publication Series, Vol. 10, Supplementum Ernährungsumschau 42, Beiheft, 1995, S. 139-141.

2. Schulung des Intellekts
3. Erziehungsprobleme
4. National, regional, religiös und altersbedingte Unterschiede
5. Unterschiede während der Ausbildung in der Kindheit.<sup>208</sup>

Als gesichert kann angesehen werden, dass enge Beziehungen zwischen psychologischen Faktoren, Präferenzen sowie Aversionen existieren. Der Umstand, dass solche Präferenzen und Aversionen in der Kindheit erworben werden und im direkten Zusammenhang mit den emotionalen Einstellungen der Eltern stehen ist die Auswirkung dieser Zusammenhänge.<sup>209</sup> Lebensmittelpräferenzen bei Kindern entstehen somit in erster Linie durch das Nahrungsmittelangebot innerhalb der Herkunftsfamilie, wobei die Vorlieben des Vaters oft im Mittelpunkt stehen.<sup>210</sup>

Weitere Gründe für die Bildung von *Nahrungsmittelaversionen* sind u.a.:

1. Emotionale Erfahrungen bei den Mahlzeiten
2. Trainings-Methoden in physiologischen Basisprozessen (z.B. Sauberkeitserziehung)
3. Angst vor allem was neu und ungewohnt ist
4. Durch Nahrung hervorgerufene unangenehme Assoziationen (Ekelgefühle etc.)
5. Neurotische Verhaltensweisen in Verbindung mit Ängsten, Phobien, Wahn-

---

**208** Vgl.: L. S. Selling, Some Psychological Aspects of Nutrition, in: Journal of the American Dietetic Association, Vol. 18, 1942, S. 741.

**209** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 28.

**210** Vgl.: P. Arroyo/SEQ. De Arroyo/Gil Perez/A. Chavez, Correlation between family and infant food habits by scalogram analysis, in: Ecology of Food and Nutrition, 1, 1972, S. 127-130.

Vgl. auch: S. Klapp/A. Heyer/I.-U. Leonhäuser, Kindern auf den Teller geschaut – Ergebnisse zweier empirischer Studien in Gießen, in: aid Verbraucherdienst 42 (6), 1997, S. 147-148.

vorstellungen o. ä.<sup>211</sup>

Die Frage, inwieweit Präferenzen *genetisch* bedingt sind, ist vorläufig noch ungeklärt; es ist wohl so, dass genetische Dispositionen *und* Umweltfaktoren bei der Ausbildung von Präferenzen *zusammenwirken*. Nachgewiesen ist, dass Speisen- und Gewürzpräferenzen von Faktoren wie Geschlecht, Alter, Schulbildung und Relativgewicht abhängen.<sup>212</sup>

Bei empirischen Untersuchungen – speziell wenn es um Befragungen von MigrantInnen oder Aussiedlern geht – ist darauf zu achten, dass „die vorgeblichen Präferenzen... nicht unbedingt... den realen Verzehrgeohnheiten“ entsprechen müssen.<sup>213</sup> Besonders bei Befragungen, die die Ess- und Trinkpräferenzen *vor* dem Verlassen des Herkunftslandes betreffen, kann es u.U. vorkommen, dass die von den MigrantInnen angegebenen Nahrungspräferenzen *nicht* mit dem realen Nahrungsmittelangebot in ihrer ehemaligen Heimat übereinstimmen (z.B. wenn eine Knappheit im Nahrungsmittelangebot des Herkunftslandes besteht). Deshalb ist bei der Erfassung von Nahrungsmittelpräferenzen bei MigrantInnen sicherzustellen, dass

- tatsächlich Übereinstimmungen zwischen angegebenen Präferenzen und dem realen Nahrungsmittelverzehr bestehen und
- eventuell in Erwägung gezogen werden muss, dass durch *den Akt der Migration selbst* Veränderungen innerhalb der Präferenzskala stattgefunden haben, deren Ursachen und Richtungstendenz ergänzend zu analysieren wären.<sup>214</sup>

---

**211** Vgl.: R. Wallen, Sex differences in food aversions, in: Journal of Applied Psychology, 27, 1943, S. 288-298.

R. Wallen, Food aversions of normal and neurotic males, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 40, 1945, S. 77-85.

R. Wallen, Food aversion in behaviour disorders, in: Journal of Consulting Psychology, 12, 1948, S. 310-312.

**212** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 29.

**213** Ebd.

**214** Vgl. ebd., S. 29 f.



#### 4.1.5 Ernährungsmuster und Einstellungen zur Ernährung

Das *Ernährungsmuster* einer Bevölkerungsgruppe setzt sich aus Traditionen und soziokulturellen Faktoren zusammen und gehört in den Bereich der Ernährungsgewohnheiten.<sup>215</sup>

Ernährungsmuster sind „wiederkehrende und daher häufige Konfigurationen von Nahrungsmitteln und Nährstoffen hinsichtlich Menge und qualitativer Zusammensetzung bezogen auf eine bestimmte Zeiteinheit.“<sup>216</sup>

Das Ernährungsverhalten lässt sich ausdrücken durch eine mehr oder minder bewusste Art der Orientierung und des Handelns (=Zusammenstellung, Reihenfolge und Form der Nahrungsmittel) auf dem Hintergrund einer einmaligen Konstellation von Merkmalen in Abhängigkeit von Tageszeit (Frühstück, Mittagessen usw.) und Anlässen (Feiertag, Geburtstag etc.). Lebensmittel, die zueinander passen, werden zu ganz bestimmten Zeiten und Anlässen in bestimmten Konstellationen und unterschiedlichen Arten der Zubereitung zu sich genommen (siehe das Frühstück nach europäischen oder US-amerikanischem Muster, das Werktagessen oder der Festtagsbraten).<sup>217</sup>

Auf *individueller* Ebene korrespondiert das Ernährungsmuster den erlernten und internalisierten Ernährungsgewohnheiten während der Sozialisationsphase. Hingegen entwickeln sich Ernährungsmuster ganzer *Bevölkerungsgruppen* mittels der „Medien“, Tradition, Kultur, ökonomische Verhältnisse, Verfügbarkeit von Lebensmitteln usw.<sup>218</sup>

---

**215** Vgl. ebd., S. 30.

**216** A. A. Bodenstedt u. a., Ernährungsbedürfnisse und Ernährungsverhalten. Ansätze zur Integration unterschiedlicher Aspekte in einem Modell. Forschungsbericht, Gießen 1979, S. 22.

**217** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 30 f.

**218** Vgl.: J. E. Thomas, Food habits of the majority: evolution of the current UK pattern, in: Proceedings of the Nutrition Society, 41, 1982, S. 211.

*Änderungen* im Ernährungsmuster geschehen auf *individueller* Ebene i.d.R. vermittlest starker *äußerer* Einflüsse, bspw. durch eine plötzliche Veränderung in der finanziellen Situation eines Menschen. Auf *gesellschaftlicher* Ebene transformieren sich Ernährungsmuster mittel- bis langfristig aufgrund *historischer* Veränderungen, wie Industrialisierung, Urbanisierung und Änderungen in der Produktion von Nahrungsmitteln (z.B. durch die Industrialisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft, neue Techniken der Konservierung von Lebensmitteln etc.).<sup>219</sup>

Unter *Ernährungseinstellungen* werden „bestimmte, durch Wiederholung verfestigte Muster von Erfahrungskonstrukten, die einzeln oder zusammen handlungsmotivierend wirken, d.h. dem Handeln seine Intention, seinen Inhalt, seinen Sinn geben“, verstanden.<sup>220</sup> Einstellungen sind per definitionem relativ beständig und können sowohl auf einzelne Objekte als auch auf Objektgruppen ausgerichtet sein. „Sie entwickeln sich aus der Motivation zum Handeln heraus, wobei diese Motivationen nicht aus der Situation entstehen, sondern einem Erfahrungspotential entstammen, das abrufbar gespeichert wird.“<sup>221</sup>

Einstellungen sind in der Lage eine Reihe von Funktionen zu erfüllen:

1. Sie dienen der Selektion relevanter Sachverhalte und der Strukturierung der Umwelt und zwar in der Weise, dass die ausgewählten Objekte oder Situationen in ganz spezifischer Gestalt aufgefasst, interpretiert und akzentuiert werden können.

---

**219** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 31.

Vgl. auch:

Jared Diamond, Arm und Reich..., a. a. O., S. 15 ff.

**220** A. A. Bodenstedt, Ernährung und Tradition.: Sozio-kulturelle Einflüsse auf das Ernährungsverhalten, in: Ernährungsumschau, 25, Heft 4, 1979, S. 103-109, hier S. 103, zit. n.: M.- L. Rahier Untersuchungen..., a. a. O., S. 32.

**221** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 32.

2. Einstellungen üben regulierende und stabilisierende Funktionen aus, indem sie die Kontinuität und Konsistenz des Verhaltens sicherstellen.
3. Sie sind ein Mittel von sozialer Anpassung, indem sie gesellschaftlich erwünschtes Verhalten generieren und verstärken.
4. Einstellungen besitzen eine instrumentelle Funktion zur Befriedigung von Bedürfnissen.
5. Sie haben auch eine Defensivfunktion, indem sie der Abwehr des Selbst gegen Bedrohungen von außen dienen.<sup>222</sup>

Einstellungen besitzen eher emotional und affektiv getönte Eigenschaften und es kann auch nicht immer von einer rational bzw. instrumental begründeten Beziehung zwischen Einstellungen und tatsächlicher Verhaltensweise ausgegangen werden. „Gerade im Bereich der Ernährung ergeben sich oftmals Diskrepanzen zwischen objektiv-rationalen Zielvorstellungen über gesunde Ernährung und subjektiv-emotionaler Handlungsweise, die bewirken, dass Nahrung nicht selten zur Befriedigung emotionaler Bedürfnisse herangezogen wird.“<sup>223</sup>

#### **4.2 Soziale und psychologische Funktionen von Nahrungsaufnahme – eine Kompilation**

Forscher und Wissenschaftler, die sich mit dem Thema Ernährungsverhalten beschäftigen haben, haben unterschiedliche Klassifikationssysteme erstellt, in denen sie versuchten, die unterschiedlichen Funktionen der Nahrungsmittelaufnahme zu benennen. Hier soll nun ein kurzer Überblick über unterschiedliche Ansätze verschiedener Autoren gegeben werden.<sup>224</sup>

---

**222** Vgl.: W. Fuchs u. a. (hrsg.), Lexikon der Soziologie, Opladen 1973.

**223** M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O, S. 34.

**224** Vgl. ebd., S. 37.

C. G. Babcock<sup>225</sup> hat bereits 1948 folgende Funktionen der Nahrungsmittelaufnahme in den Vordergrund gestellt:

1. Nahrungsmittel dienen zur Entlastung und Befreiung von Angst.
2. Sie dienen zur Unterdrückung und Befriedigung eigener Bedürfnisse (statt „Unterdrückung“ könnte man auch von „Ersatzbefriedigung“ sprechen).
3. Sie helfen bei der Erlangung von Anerkennung und Sicherheit.
4. Nahrungsmittel dienen zur Beeinflussung anderer Personen (gleichsam ihr „Verführungs“-oder auch „Manipulations“-Aspekt).<sup>226</sup>

W. Kaufmann hat 1954<sup>227</sup> wie folgt unterschiedliche Funktionen von Nahrungsmitteln aufgeführt:

5. Nahrung zum Erlangen von Sicherheit (security foods)
6. Nahrung zur Belohnung (reward foods)
7. Nahrung als Fetisch (fetish foods)
8. Nahrung im Dienste einer demonstrativen Geste (show off foods).<sup>228</sup>

R. Wolf<sup>229</sup> erwähnt 1965 folgende Bedeutungsebenen von Nahrung:

1. Nahrung zum Überleben (food necessary for survival)

---

**225** Vgl.: C. G. Babcock, Food and its Emotional Significance, in: Journal of the American Dietetic Association, Vol. 24, 1948, S. 390.

**226** Vgl. ebd.

**227** Vgl.: W. Kaufmann, Some psychosomatic aspects of food allergy, in: Psychosomatic Medicine, 16, 1954, S. 10-40.

**228** Vgl. ebd.

**229** Vgl.: R. Wolf, Meanings of food, in: Tropical and geographical Medicine, 1, 1965, S. 45-51.

2. Nahrung zur Erlangung von Kraft und Stärke (food necessary for strength)
3. Geschmackszutaten (taste substances)
4. Nahrungsaufnahme, „um den Mund beschäftigt zu halten“ (to keep the mouth busy)
5. Nicht-alltägliche Nahrungsmittel (not considered food)
6. Nahrung für bestimmte Gelegenheiten und Anlässe (special food for special occasions).<sup>230</sup>

Schließlich hat J. Mc Kenzie 1974<sup>231</sup> diese Aspekte hervorgehoben:

1. Nahrung als ein Hilfsmittel zur Erlangung von Sicherheit
2. Demonstration hausfraulicher Qualitäten und Kochkünste
3. Demonstration von Gruppenzugehörigkeit und Sozialprestige
4. Ausgleich (Kompensation) für Ablehnung.<sup>232</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die *psychosozialen* Bedeutungen des Essens und Trinkens in der Nahrungswahl und –zusammensetzung, in wechselnden Zeiten und Orten, jedoch auch in der Geschmacksrichtung, der Bevorzugung und Ablehnung bestimmter Speisen und Getränke niederschlagen.<sup>233</sup> „Dabei ist der Einfluss der Bedeutungen oft so stark, dass Innovationen und Veränderungen nur mit massivem Druck die Stabilität bestimmter Verhaltensweisen überwinden

---

**230** Vgl. ebd.

**231** Vgl.: J. Mc Kenzie, The impact of economic and social status on food choice, in: Proceedings of the Nutrition Society, 33, 1974, S. 67-73.

Vgl. auch: J. C. Mc Kenzie, Social and economic implications of minority food habits, in: Proceedings of the Nutrition Society, 26, 1967, S. 197.

J. C. Mc Kenzie/P. Mumford, Food habits of West Indian immigrants, in: Proceedings of the Nutrition Society, Vol. 23, 1964, S. XLII.

**232** Vgl.: J. Mc Kenzie, The impact of economic and social status on food choice, in: Proceedings of the Nutrition Society, 33, 1974, a. a. O.

**233** Vgl.: M.-L. Rahier, Untersuchungen..., a. a. O., S. 38.

können.“<sup>234</sup>

### 4.3 Einige Hypothesen für den weiteren Verlauf der Arbeit

Aus dem vorher Gesagten lassen sich einige *Arbeitshypothesen* bilden, die im weiteren Verlauf der Arbeit einer Verifikation zugeführt werden sollen:

- (1) Ernährungsgewohnheiten sind in sich stabil und veränderbar gleichzeitig. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Dieser lässt sich dadurch auflösen, „dass man Ernährung nicht als Ganzes betrachtet, sondern als zusammengesetzten Komplex einzelner Gewohnheiten, von denen die einen stabil, andere wiederum veränderbar sind.“<sup>235</sup> Es ist jetzt nun interessant, im einzelnen herauszufinden, welche Nahrungsmittel einer größeren Variabilität unterliegen als andere.
- (2) Ernährungsverhalten verändert sich in Abhängigkeit von den Lebensbedingungen der Menschen (zu den Faktoren zählen u. a.: Arbeitszeit, Einkommenshöhe, Wohnort, Tagesrhythmus, Werbung, Informationsstand usw.). Dabei lassen sich „selbstverständliche“ Bedingungen wie Arbeit oder die klimatische Situation von „intentionalen“ unterscheiden, die die Gewohnheiten beeinflussen und/oder manipulieren können, wie Werbung, gesundheitliche Aufklärung etc.<sup>236</sup>
- (3) Zu den wichtigen Faktoren, die zu Veränderungen in den Ernährungsgewohnheiten – besonders bei MigrantInnen, die sich an die Bedingungen ihres Aufnahmelandes anpassen müssen - beitragen können, zählen:
  - (a) Ein geänderter Lebensrhythmus, bedingt durch ein anderes Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit;
  - (b) in geändertes Wirtschaftssystem mit geänderter Preis- und Einkommensrelation;

---

**234** Ebd.

**235** Ebd., S. 203.

**236** Vgl. ebd.

- (c) geänderte Informationsmöglichkeiten (Medien, Werbung, gesundheitliche Aufklärung);
- (d) geänderte soziale Lebensbedingungen (Wohnung, Freundeskreis, kulturelle Betätigungsmöglichkeiten etc.);
- (e) veränderte Einkaufssituation, bedingt durch den Wegfall der Selbstversorgung (wie oft im Herkunftsland) und der damit verbundenen stärkeren Marktorientierung.<sup>237</sup>
- (f) Veränderung oder Beibehaltung eines bestimmten Ernährungsverhaltens dient nicht zuletzt als soziales Distinktionsmittel, um sich z.B. von der Umgebung abzugrenzen (trifft nicht selten für ethnische Minderheiten zu) oder aber um durch demonstrativen Konsum bestimmter, prestigeträchtiger Nahrungsmittel sozialen Aufstieg anzuzeigen.<sup>238</sup>

#### 4.4. Qualitative Migrationsforschung

##### 4.4.1 Forschungsmethode und „interpretatives Paradigma“

Nachdem empirische Studien über die Integration von aus dem Iran stammenden ausländischen Mitbürger/innen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft bislang vor allem durch *quantitative* Erhebungen sich der Problematik einer normativen wie stichhaltigen deskriptiven Aussage über das Integrationsverständnis bzw. –empfinden der Befragten annäherten<sup>239</sup>, soll in der hier vorliegenden Arbeit durch die Anwendung der Methode des *qualitativen, lebensgeschichtlich orien-*

---

**237** Vgl. ebd., S. 213 f.

Vgl. auch: Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten e. V. (AGEV), Ernährungsverhalten, Definition und Determinanten, Abschnitt „Ökonomische Determinanten“, URL: <http://www.agev-rosenheim.de/wissenswertes/einfuehrung.htm>.

**238** Vgl.: Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation...*, a. a. O., S. 162 ff.

Zu dem Zusammenhang von „Geschmacksfragen“ und soziale Distinktion s. auch: Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, a. a. O., S. 362 ff. und S. 405 ff.

**239** Vgl.: Morteza Ghasemini, *Iraner und Iranerinnen in Deutschland...*, a. a. O., S. 307 ff.

tierten Interviews des „interpretativen Paradigmas“ auf den Grad der Integration in der Form eines Statusberichtes näher eingegangen werden.<sup>240</sup>

Das interpretative Paradigma für die Durchführung der vorliegenden Studie wurde aus folgenden Gründen gewählt: Dieses Paradigma versteht sich als Kritik und als theoretische wie methodologische Alternative zu jener Art von Sozialforschung, die global der empiristischen Wissenschaftstradition zuzurechnen ist. Deren grundsätzliche theoretische Position ist durch eine Auffassung von gesellschaftlicher Wirklichkeit gekennzeichnet, die besagt, dass soziale Normierungen objektiv, sachlich und von außen vorgegeben sind und *in dieser Funktion* das soziale Handeln von Einzelnen oder Gruppen unmittelbar determinieren. Das bedeutet, dass soziales Handeln auf eine Art „Reflex“ gegenüber Normen als isolierten, invarianten Bedingungsvariablen reduziert wird.<sup>241</sup>

Beim interpretativen Paradigma wird die Auffassung vertreten, dass die soziale Wirklichkeit immer einen *intersubjektiven Deutungsrahmen* besitzt, indem die handelnden Subjekte in der Interaktion mit anderen deren Handlungsweisen sowie ihrem eigenen *Bedeutungen zuschreiben* und dementsprechend ihre Zukunftsentwürfe bzw. Verhalten danach ausrichten. Das bedeutet, dass nicht physische Objekte und/oder Ereignisse per se handlungsrelevant sind, sondern die *Bedeutungen*, die ihnen aufgrund von Definitions- bzw. Interaktionsprozessen zugewiesen werden. Die Bedeutungen werden *symbolisch* vermittelt, vor allem durch die Sprache.<sup>242</sup>

---

**240** Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, Band 2: Methoden und Techniken, 3., korrigierte Auflage, Weinheim 1995 (Beltz; Psychologie Verlagsunion).

**241** Vgl.: L. Witzel, Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt/Main 1982.

Vgl. ferner: Theodor W. Adorno u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt und Neuwied, 9. Auflage 1979 (Sammlung Luchterhand).

**242** Vgl.: M. Kohli, „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: Soziale Welt, 1/1978, S. 1-24.

Vgl. ferner: Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/Main, 38.-40. Tsd., Februar 1996 (Sozialwissenschaft Fischer).



Somit muss sozialwissenschaftliche Forschung die subjektiven Sichtweisen der handelnden Individuen rekonstruieren, um deren Konzeption der gesellschaftlichen Wirklichkeit erfassen zu können. Um dies jedoch zu leisten, muss Forschung einen *kommunikativen* Charakter erhalten. Sozialwissenschaft muss sich den *Bedeutungszuschreibungen* der „Untersuchungsobjekte“ zuwenden; sie hat es deshalb „... immer mit bereits interpretierten Realitäten zu tun...; Realitäten, die durch diejenigen interpretiert sind, die als handelnde Personen selbst Bestandteil der untersuchten Realität sind.“<sup>243</sup>

Alle Ansätze des interpretativen Paradigmas richten ihr Forschungsinteresse primär auf die tatsächlichen Handlungsausführungen und die jeweils zugrunde liegenden Situationsinterpretationen der Individuen im alltäglichen Lebenszusammenhang.<sup>244</sup>

#### 4.4.2 Das Interview als Forschungsmethode

Da der Gegenstand dieser Untersuchung darin besteht, den Zusammenhang zwischen den Ernährungsgewohnheiten und dem Grad der sozialen Integration der IranerInnen in der Bundesrepublik Deutschland zu untersuchen, wie sie sich *aus der Sicht der iranischen MigrantInnen* darstellt (im Sinne des interpretativen Paradigmas), wurde eine Forschungsmethode gewählt, die die Möglichkeit bietet, individuelle Sichtweisen über bestimmte Sachverhalte, Ereignisse, Erfahrungen, Empfindungen, Weltanschauungen usw. möglichst „detailgetreu“ abzubilden und

---

Pierre Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1974, insb. S. 125 ff. (stw 107).

Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, 5. Auflage, Frankfurt/Main 1991 (stw 92).

**243** Ch. Hopf, Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: Ch. Hopf/E. Weingarten (hrsg.), Qualitative Sozialforschung, 2. Auflage, Stuttgart 1984, S. 11-37.

Vgl. auch: Ders., Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie, 2/1978, S. 97-115.

**244** Vgl.: P. Biersch/W. Ferchhoff/F. Peters/G. Stüwe, Handlungsforschung und interaktions-theoretische Sozialwissenschaft, in: Neue Praxis 2/1978, S. 114-128.

aufzuzeichnen. Als eine solche kommunikative Methode wurde das *teilstrukturierte und problemzentrierte Leitfaden-Interview* ausgewählt, wodurch das zu interviewende Subjekt themenspezifisch zum Sprechen gebracht werden soll. Entscheidend ist dabei, *dass es keine Antwortvorgaben zu den jeweiligen Fragen gibt*.

Definiert wird „Interview“ in der Forschungsliteratur als „.... ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung, bei dem die Versuchspersonen durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Reaktionen veranlasst werden soll.“<sup>245</sup>

Ein Nachteil des Interviews ist es, dass die tatsächlichen Handlungen von Personen durch diese Forschungsmethode nicht erfasst werden können, sondern lediglich verbale Äußerungen *über* Handlungen.<sup>246</sup> Im folgenden Abschnitt soll deshalb auf die besonderen Charakteristika – auch einige in der Literatur beschriebene Nachteile – der gewählten Befragungsmethode eingegangen werden.<sup>247</sup>

Durch das Prinzip der Offenheit wurde dabei auf eine theoretische (Vor-) Strukturierung des Forschungsgegenstandes verzichtet, bis sich eine solche Strukturierung durch die Forschungsobjekte *selbst* herausgebildet hat.

---

**245** Jürgen Friedrichs, Methoden empirischer Sozialforschung, 13. Auflage, Opladen 1985.

**246** Natürlich muss sich der Interviewer/die Interviewerin der Nachteile eines Interviews stets bewusst sein. Er/sie kann nicht mit absoluter Sicherheit wissen, in welchem Ausmaß der/die Befragte nun seine/ihre Handlung den Tatsachen entsprechend beschreibt, oder ob der/die Befragte überhaupt in der Situation des Interviews wahrheitsgemäße Aussagen macht; schließlich ist der/die InterviewerIn eine fremde Person, der man nicht alles offenbart. Zu dieser Problematik und zu einer Reihe anderer siehe auch: C. Hoffmann-Riem, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32/1980, S. 339-372, hier insb. S. 357 ff.

**247** Siehe auch Kap. 3. 4. 5.

#### 4.4.3 Das qualitative lebensgeschichtlich orientierte Interview

Verschiedene Interviewformen lassen sich nach dem *Grad ihrer Standardisierung* unterscheiden. Der Grad gibt an, welcher Bewegungsspielraum dem Interviewer und dem Befragten innerhalb des Interviewsettings jeweils zur Verfügung steht.<sup>248</sup> Das bedeutet: *je geringer der Grad der Standardisierung eines Interviews ist, desto offener werden die Frage- und Antwortmöglichkeiten in der jeweiligen Interviewsituation.*

Wenn es – wie auch in dieser Untersuchung – um die Erhebung subjektiver Interpretationen und Bedeutungszuschreibungen geht, ist es notwendig, sich im Forschungsprozess auch ganz auf die Sichtweise der (interviewten) Individuen einzulassen. Diese müssen mit ihren Gedankengängen, ihren eigenen Assoziationen und ihrer je eigenen Strukturierung der für sie relevanten Themen zu Wort kommen dürfen. Das heißt, es muss ein sog. „*offenes*“ Verfahren angewandt werden.<sup>249</sup>

Im Unterschied zu standardisierten Interviewverfahren eröffnet das teilstrukturierte Interview - im hier vorliegenden Fall der befragten IranerInnen – die Möglichkeit, ihre subjektiven Deutungen selbst zu strukturieren. Die Befragten werden in die Lage versetzt, mehr Eigeninitiative zu entwickeln und den Ablauf des Interviews selbst zu steuern.

In Anlehnung an das *Bureau of Applied Social Research* verfolgt das für diese Studie entwickelte Interview als *qualitatives* Interview das Ziel, auf der einen Seite individuelle Sichtweisen der Befragten abzubilden, auf der anderen Seite soll

---

<sup>248</sup> Vgl.: Jürgen Friedrichs, Methoden empirischer Sozialforschung..., a. a. O.

<sup>249</sup> Vgl.: M. Kohli, „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: Soziale Welt, 1/1978, S. 1-24.

Zu Problemen des forschungspraktischen Vorgehens bei offenen Interviews s. auch: C. Mühlfeld/P. Windolf/N. Lampert/H. Krüger, Auswertungsprobleme offener Interviews, in: Soziale Welt, 3/1981, S. 325-352.

aber auch eine *Vergleichbarkeit* der Aussagen unterschiedlicher Interviewpartner/innen gewährleistet sein.<sup>250</sup>

Die Vergleichbarkeit der Interviews ist durch einen zugrunde liegenden *Interviewleitfaden* gewährleistet, in dem die für die Fragestellung relevanten Themenbereiche aufgelistet sind, für den Einzelbedarf auch schon Frageformulierungen als *Anhaltspunkte* für den Interviewer. Somit hat der Leitfaden die Funktion, dem Interviewer als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze zu dienen, um z.B. sicher zu stellen, dass während eines Interviews nicht etwa wichtige Themenbereiche einfach „vergessen“ werden.

Wie das Interview dann letzten Endes in der Reihenfolge der interessierenden Themengebiete verläuft, wird durch den Gesprächsfaden der Interviewten gesteuert. Der Interviewer greift nur bei Bedarf auf den Interviewleitfaden zurück, wenn bestimmte Fragen noch nicht angesprochen wurden.<sup>251</sup> Der Interviewte soll jedoch *auf keinen Fall* in seinem subjektiven Erzählfluss unterbrochen werden (z.B. durch ein zu starres Festhalten am Leitfaden des Interviewers), da sich dadurch der qualitative Aussagegehalt des Interviews verringert bzw. gar nicht erst ausgeschöpft werden kann.<sup>252</sup>

---

**250** Vgl.: Bureau of Applied Social Research: Das qualitative Interview, in: René König (hrsg.), Das Interview. Formen - Technik – Auswertung, 7. Auflage, Köln 1969, S. 143-160.

**251** Vgl.: A. Witzel, Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt/Main 1982.

**252** Natürlich kann es vorkommen, dass ein/e Interviewte/r zu weitschweifig wird, vom Thema abkommt usw. Dann ist es die Aufgaben des Interviewers, den Interviewten wieder vorsichtig, aber bestimmt zum Thema zurück zu führen. Mitunter kann es auch sein, dass ein Interviewter mit bestimmten Informationen nicht „herausrücken“ will, anfängt aus zu weichen, es ihm/ihr peinlich ist darüber zu reden, etc. Gerade solche „Nicht-Informationen“ sind es aber oft, die aussagekräftiger sein können als die „nichtssagenden“ Aussagen selbst; aus diesem Grund ist es auch wichtig, non-verbale oder die Sprache begleitende Informationen beim Protokollieren mit aufzuzeichnen, also z.B. Versprecher, Ausweichversuche, offensichtliches Verlegen-werden, Reaktionen des Peinlich-Berührt-seins etc. Vgl. hierzu auch noch Kap. 3. 4. 5.

Der Forschungsvorgang mit einem qualitativen Verfahren, wie dies beim „Leitfaden-Interview“ der Fall ist, sollte durch *Offenheit* gekennzeichnet sein, wenn es wirklich darum gehen soll, den Befragten ernst zu nehmen. Das hat zur Konsequenz, dass die Interviewsituation durch den Forscher nicht von vornherein mit zu festgefügtten Vorannahmen eingeengt werden darf, sondern erfordert die Bereitschaft, eigene Vorurteile und Einschätzungen auch revidieren und relativieren zu können.<sup>253</sup>

Da es in der vorliegenden Studie auch um das Erfassen einer *zeitlichen* Perspektive geht, muss das qualitative Interview *lebensgeschichtlich* orientiert sein. Durch das Interview als Forschungsinstrument wird es möglich, den Lebenslauf der befragten IranerInnen als „Kontinuum“ zu betrachten. Das heißt, es werden nicht nur Bezüge zur aktuellen Lebenssituation, sondern auch zum vergangenen Sozialisationsverlauf *und* zur Zukunftsplanung hergestellt.

Wenn auch an das qualitative Interview die *formalen Gütekriterien* wie *Validität*, *Reliabilität* etc. angelegt werden, die die Aussagekraft der Methode überprüfen sollen, können diese für standardisierte Untersuchungsverfahren und –ergebnisse üblichen Kriterien als Elemente empirisch-deduktiver Vorgehensweisen *in dieser Form keine* Bedeutung für qualitative Forschung (diese hier vorliegende Studie mit inbegriffen) haben. Die Konstanz der Untersuchungsobjekte, die bei den Techniken traditioneller Sozialforschung vorausgesetzt sind, steht im Widerspruch zur Prozesshaftigkeit menschlichen Handelns.<sup>254</sup>

Gemäß der Vorgaben des interpretativen Paradigmas geht es in der folgenden Studie nicht um die Erfassung einer „objektiven Wirklichkeit“, die es nach Lam-

---

**253** Vgl.: R. Rosen, „...Muss kommen, aber nix von Herzen“. Zur Lebenssituation von Migrantinnen – unter besonderer Berücksichtigung von Biographien türkischer Frauen, Opladen 1986.

**254** Vgl.: Witzel, a. a. O.

nek in Wahrheit gar nicht geben kann<sup>255</sup>, sondern um das Nachvollziehen subjektiver Sichtweisen und Bedeutungszuschreibungen der Befragten. Als wichtig empfinde ich in diesem Zusammenhang im Sinne des „methodisch kontrollierten Fremdverstehens“ (Stüwe) die Offenlegung des Untersuchungsablaufs und die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse.<sup>256</sup>

Bei dieser Form des Interviews handelt es sich um eine *kommunikative* Forschungsmethode und zwar in der Weise, dass jedes Interview *eine soziale Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem* darstellt.

Der Interviewer hat gleichzeitig zwei Rollen zu erfüllen, er ist *Handelnder und Beobachtender*. Nach Mühlfeld u.a.<sup>257</sup> kann es hierbei einen *Zielkonflikt* zwischen den Normen der wissenschaftlichen Analyse und den Ansprüchen des Alltagshandelns geben, denn der Interviewer muss auf sein *Alltagsverständnis zurückgreifen, das er mit dem Befragten teilt*, um die Interviewsituation meistern zu können. *Zur gleichen Zeit* muss er die Reaktion des Befragten und seine eigenen Reaktionen im Rahmen der wissenschaftlichen Theorie interpretieren, um der Funktion des Interviews als einer wissenschaftlichen „Veranstaltung“ gerecht zu werden.<sup>258</sup>

Hopf<sup>259</sup> bezeichnet das Interview sogar als ein „Pseudo-Gespräch“. Das Interview soll einerseits einer natürlichen Gesprächssituation ähneln, wird aber andererseits seitens des Interviewers gelenkt und bekommt so einen *asymmetrischen* Charak-

---

**255** Aus erkenntnistheoretischer Sicht vgl. zur Frage der „Objektivität“ auch: Godela Unseld, Das Abenteuer „Erkennen“. Ein soziologischer Reisebericht, Frankfurt/Main und Leipzig 1997 (insel taschenbuch).

**256** Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, Band 2, a. a. O., S. 107 ff.

**257** Vgl.: C. Mühlfeld/P. Windolf/N. Lampert/H. Krüger, Auswertungsprobleme offener Interviews, in: Soziale Welt, 3/1981, S. 325-352.

**258** Vgl.: U. Müller, Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung, Frankfurt/Main 1979.

**259** Vgl.: Chr. Hopf, Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie, 2/1978, S. 97-115.

ter.<sup>260</sup> Obendrein werden bei einem Interview die Regeln der Alltagskommunikation, wie z.B. die Reziprozitätsnorm oder die Tabuisierung des Ausfragens seitens des Interviewers nicht beachtet.<sup>261</sup> Trotz all dieser Widersprüche ist das Interview meiner Ansicht nach *gerade wegen seiner relativen Nähe zum Alltagsgespräch* am besten dafür geeignet, subjektiv bedeutsame Daten zu erfassen.

In der herkömmlichen Forschungsliteratur wird die Charakterisierung des Interviews als soziale Interaktion und somit der Einfluss des Interviewers auf das Antwort- und Erzählverhalten der Interviewten häufig lediglich als *Störfaktor* betrachtet, der den Abruf „objektiver“ Daten erschwere.<sup>262</sup> Als Beeinträchtigung bzw. als Gefahr wird zudem gesehen, dass beide Gesprächspartner sich an den Erwartungen der jeweils anderen Person orientieren könnten. Um die Antworten der Befragten überhaupt sinnvoll und adäquat deuten zu können, muss der/die Interviewer/in deshalb zusätzliche Interpretationsleistungen erbringen, die über das normale Alltagsverständnis *hinausgehen*; jedes Interview entwickelt so eine je eigene, spezifische Dynamik.<sup>263</sup>

Nach Ansicht der Vertreter des interpretativen Paradigmas ist in dieser Charakterisierung des Interviews allerdings kein Störfaktor zu sehen, ganz im Gegenteil: Reales soziales Handeln findet *immer* in Interaktionen und unter bestimmten Einflussfaktoren statt. Auch im „wirklichen Leben“ richten die Menschen ihr eigenes Verhalten nach den Erwartungshaltungen ihrer Interaktionspartner aus. Das bedeutet für die sozialwissenschaftliche Forschung, dass „nicht ein fiktives reines Denken und Handeln des Befragten interessiert, sondern ein Denken und Handeln im Kontext der sozialen Bedingungen seines Alltags.“<sup>264</sup>

---

**260** Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Pierre Bourdieu in 3. 4. 5.

**261** Vgl.: Chr. Hopf, Die Pseudo-Exploration..., a. a. O.

**262** Vgl.: M. Kohli, „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: Soziale Welt, 1/1978, S. 1-24.

**263** Vgl. ebd., a. a. O.

**264** Ebd., a. a. O.

#### 4.4.4 Auswahlkriterien bezüglich der Interview-Partner/innen (Befragten)

Als Auswahlverfahren wird der folgenden Untersuchung die Methode „bewusstes Auswahlverfahren“ in Verbindung mit einer Definition von „typischen Fällen“ zugrunde gelegt.

Dabei geht es um die Erstellung eines Auswahlplans, in dem exakt festgelegt wird, nach welchen Kriterien die Auswahl zu erfolgen hat.

Die „typischen Fälle“ werden hier gemäß meinen subjektiven Erfahrungen in folgender Weise bzw. nach folgenden Kriterien festgelegt:<sup>265</sup>

- IranerInnen mit iranischer oder doppelter Staatsbürgerschaft, die
- länger als zwei Jahre legal in der Bundesrepublik Deutschland ihren ständigen Wohnsitz haben,
- mindestens über Grundkenntnisse in der deutschen Sprache verfügen,
- einen dauerhaften Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland beabsichtigen,
- 16 Jahre und älter sind.

---

**265** Da ich, der Interviewer selbst, als Betroffener (ich komme selbst aus dem Iran) und Partizipant während der Interaktion mit den Interviewten zur gleichen Zeit eine doppelte Rolle spielen (der Interviewer als Subjekt *und* Objekt der Forschung) und dabei wahrscheinlich meine autobiographischen Erfahrungskonstrukte – bewusst oder unbewusst – in die Interviewsituation einbringen werde, möchte ich bereits im Vorfeld der Untersuchung darauf verweisen, dass meine „Betroffenheit“ einer „absolut objektiven“ Betrachtungsweise des Untersuchungsgegenstandes im Wege steht. Zugleich werde ich aber versuchen, die Interviewsituation so objektiv als möglich zu gestalten. Zu der Auswahl der typischen Fälle möchte ich zudem noch hinzufügen, dass die Auswahlkriterien auf meine persönliche Erfahrung mit der iranischen Kultur, jedoch auch auf mein subjektives Erleben der sozialen Integration in die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland zurückzuführen sind.



Durch die Untersuchung der als „typisch“ definierten Fälle soll dann Bezug genommen werden auf eine Grundgesamtheit, die alle IranerInnen in der Bundesrepublik einschließt. Die Festlegung der Kriterien für die „typischen“ Fälle ergibt sich daraus, dass für die Teilnahme am *bidirektionalen* Integrationsprozess einige Grundvoraussetzungen erfüllt sein müssen. Wie eingangs auf unterschiedliche Explikationen des Integrationsbegriffes hingewiesen, weist dieser Begriff u.a. auf die *Teilhabe*<sup>266</sup> am gesellschaftlichen Leben.

Die Auswahl der typischen Fälle erfolgt u.a. im Zusammenhang mit dem *Phasenmodell der sozialen Integration* nach Heckmann/Tomei<sup>267</sup>, wonach die MigrantInnen die erste Phase des Integrationsprozesses dem Erwerb von sprachlichen Fähigkeiten und dem Erlernen sozialer Regeln widmen. Aus persönlicher Erfahrung wurde für diese Phase eine durchschnittliche Dauer von mindestens zwei Jahren veranschlagt.<sup>268</sup>

Das Auswahlkriterium „Absicht, sich längerfristig in der Bundesrepublik Deutschland aufzuhalten“ ist darauf zurückzuführen, dass Gaststudenten o. ä. – die sich in der hiesigen Gesellschaft vielleicht gar nicht integrieren wollen – von der Untersuchung ausgeschlossen werden.

---

**266** Vgl. hierzu auch: Pierre Bourdieu u. a., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, 2. Auflage, Konstanz 1998 (UVK, édition discours); Talcott Parsons, *Social Systems*, in: *International Encyclopedia of the Social Systems* 15, 1968, S. 458-473.

**267** Vgl.: Heckmann/Tomei, *Einwanderungsland Deutschland...*, a. a. O.  
Vgl. auch: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), *Einwanderungsland Deutschland: Neue Wege nachhaltiger Integration*, Bon 2001 (Dietz).

**268** Dieser Wert ist ein Richtwert, der auf keinen Fall auf die Grundgesamtheit bezogen werden kann. Auf der anderen Seite ist es für mich wichtig, eine hypothetische Grenze zwischen der ersten Phase und der zweiten Phase des Integrationsprozesses, nämlich der *Akkumulation* zu definieren. Ich halte ein Interview mit iranischen Mitbürgern, die noch nicht die zweite Phase erreicht haben und noch keine ausreichende Konsistenz ihrer Entscheidung, längerfristig in der Bundesrepublik zu bleiben, aufweisen, für weniger sinnvoll. Sie sollten bereits eine Entscheidung über den weiteren Verlauf ihres Lebens in Deutschland getroffen haben und zumindest über Grundkenntnisse in der deutschen Sprache verfügen.

Sie sollten mindestens 16 Jahre alt sein, damit sie entsprechend auf ihre kulturelle Identität – als IranerIn – näher eingehen und darüber sprechen können (die Verwertbarkeit der erhobenen Daten sollte dadurch am besten gewährleistet sein).

Eine weitere (dritte) Staatsangehörigkeit könnte eine zusätzliche Identität der Befragten bedeuten, welche die direkte Bezugnahme auf ihre „iranische Identität“ erschweren könnte. Die zu Interviewenden sollten zudem im Iran aufgewachsen sein, damit eine Vergleichsmöglichkeit zwischen den beiden Gesellschaften im Iran und in der Bundesrepublik Deutschland für diese überhaupt zur Verfügung steht.

#### **4.4.5 Erstellen qualitativer Interviews – einige zusätzliche Bemerkungen**

Bevor in der vorliegenden Arbeit das empirische Material von Befragungen über die Ernährungsgewohnheiten von in der Bundesrepublik Deutschland lebenden IranerInnen ausgebreitet wird, seien an dieser Stelle noch einige grundsätzliche *forschungspraktische* Bemerkungen zu den oben schon angesprochenen *qualitativen Interviews* angeführt, nach deren Methodik und Vorgehensweise die Befragungen überwiegend ausgerichtet wurden; dabei beziehe ich mich vorwiegend auf den Ansatz von Siegfried Lamnek<sup>269</sup>.

Im Gegensatz zu *quantitativ-statistischen Umfragen*, die lediglich Antworten auf vorgegebene Fragen im Rahmen eines ebenso vorgegebenen Antwort-Rasters zulassen (z.B. Ja/Nein, Mengen- und Altersangaben, sowie Angaben, die sich in Skalen abbilden lassen), können *qualitative Interviews* als Untersuchungsverfahren betrachtet werden, die sich vor allem mit der *Interpretation von Texten* befassen.<sup>270</sup> Dabei muss jedoch bei der Auswertung immer mit berücksichtigt werden, dass sozialwissenschaftliche Interviewsituationen von vornherein – gleichsam vom „Setting“ her – *asymmetrisch* angelegt sind:

---

**269** Vgl.: Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Band 2: Methoden und Techniken, 3., korrigierte Auflage, Weinheim 1995 (Beltz; PsychologieVerlagsUnion).

„... das Interview ist nämlich eine Gesprächssituation, die bewusst und gezielt von den Beteiligten hergestellt wird, damit der eine Fragen stellt, die vom anderen beantwortet werden. Diese *Asymmetrie* in der Frage-Antwort-Zuweisung in der Situation des Interviews gibt... zu weitergehenden methodologischen Überlegungen Anlass.“<sup>271</sup>

Der französische Soziologie Pierre Bourdieu hat anlässlich einer größeren (Feld-) Forschungsarbeit einer von ihm geleiteten Forschergruppe zu den Lebensbedingungen in französischen Trabantenstädten<sup>272</sup> sich zur Frage der asymmetrischen Interviewsituation einmal wie folgt geäußert, wobei er vor allen Dingen darauf abhob, *dass der interviewende Sozialwissenschaftler sein eigenes Vorverständnis und seine eigene soziale Herkunft bzw. soziale Funktion in die Auswertung als zusätzlichen zu reflektierenden Faktor mit einzubringen habe:*

„Auch wenn sich die Befragungssituation von der Mehrzahl der Austauschbeziehungen des alltäglichen Lebens insofern unterscheidet, als sie sich die reine Erkenntnis zum Ziel setzt, bleibt sie doch unausweichlich eine *soziale Beziehung* (im Original hervorgehoben, d.V.), die ihre... Effekte auf die Ergebnisse ausübt, die man erhält... Es geht darum, diese Verzerrungen zu erkennen und zu kontrollieren und dies eben genau in die Ausübung einer Praxis, die reflektiert und methodisch sein kann, ohne die Anwendung einer Methode oder die praktische Umsetzung einer theoretischen Reflexion zu sein...

Es ist der Interviewer, der das Spiel beginnt und die Spielregeln bestimmt: er ist es auch, der auf einseitige Weise und ohne vorherigen Aushandlungsprozess über die manchmal, zumindest in den Augen

---

**270** Vgl. ebd., S. 35.

**271** Ebd., S. 35 f.

**272** Vgl.: Pierre Bourdieu u. a., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, 2. Auflage, Konstanz 1998 (UVK Soziologie; édition discours).

des Befragten, schlecht definierten Gegenstände und Verwendungsweisen des Interviews bestimmt. Diese Asymmetrie wird immer dann, wenn der Interviewer in der Hierarchie der verschiedenen Kapitalsorten, besonders des kulturellen Kapitals, eine höhere Position als der Befragte besetzt, durch eine gesellschaftliche Asymmetrie noch verstärkt.<sup>273</sup>

Es gelte darum, so Bourdieu weiter, diese „symbolische Gewalt“, die durch die Asymmetrie der Interviewsituation entstehe, so weit als möglich zu reduzieren und eine „*Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens*“ zu schaffen, die vom reinen Laisser-faire des nicht-direktiven Interviews genauso weit entfernt ist wie vom Dirigismus eines Fragebogens.<sup>274</sup>

Um also die Mitte zwischen „Laisser-faire“ und „Dirigismus“ zu halten, muss zunächst einmal ermittelt werden, welche Art von Interview für das „aktive und methodische Zuhören“ im Sinne Bourdieus am geeignetsten erscheint.

Generell kann laut Lamnek zwischen *ermittelnden* und *vermittelnden* Interviews unterschieden werden. Ermittelnde Interviews betrachten die Befragten als *Träger abrufbarer Informationen*, vermittelnde hingegen fassen die befragte Person *als Ziel einer informatorischen und/oder beeinflussenden Kommunikation auf, womit bei dem Interviewten Erkenntnis- und Bewusstseinsveränderungsprozesse ausgelöst werden sollen*.<sup>275</sup> In unserem Zusammenhang hier dürfte deshalb vor allem das *ermittelnde* Interview von Interesse sein.

Ermittelnde Interviews lassen sich grob in drei Kategorien unterteilen:

---

**273** Pierre Bourdieu, Verstehen, in: Pierre Bourdieu u. a., Das Elend der Welt, a. a. O., S. 779 ff., hier S. 780 und S. 781.

**274** Ebd., S. 782, Hervorhebung im Original.

**275** Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, Band 2: Methoden und Techniken, 3., korrigierte Auflage, Weinheim 1995, S. 38.

- Das *informativische Interview* dient der deskriptiven Erfassung von Tatsachen aus den Wissensbeständen des Befragten. Der Befragte wird gleichsam als „Experte“ aufgefasst, dessen Fachwissen „angezapft“ wird.
- Das *analytische Interview* dient vor allem der Erfassung *sozialer Tatbestände*. Dabei analysiert und beschreibt der Sozialforscher die Äußerungen des Befragten anhand theoretischer Vorüberlegungen und Hypothesen im Sinne einer Falsifizierung oder Verifizierung eben dieser Hypothesen. Das analytische Interview ist sicherlich die in der empirischen Sozialforschung am häufigsten verwendete Interviewform.
- Das *diagnostische Interview* fungiert in erster Linie als „Ermittler“ von fest definierten Merkmalsprofilen einer Person. Die Erkenntnisse, die aus solchen Interviews gewonnen werden, dienen dann später nicht selten als Grundlage für den Einsatz von vermittelnden Interviews in Psychologie und Sozialtherapie. Darum sind diagnostische Interviews vorwiegend dazu geeignet, *Individualdiagnosen* zu erstellen.<sup>276</sup>

In unserem Kontext sind primär das *informativische* und das *analytische Interview* von Relevanz.

Ein anderer Aspekt der Klassifikation von Befragungen betrifft die *Standardisierung von Interviews*.<sup>277</sup> Standardisierte Interviews werden selbstredend vor allem bei quantitativen Befragungen durchgeführt, aber auch qualitative Interviews können standardisierte Aspekte enthalten. Es ist durchaus möglich, wissenschaftliche Befragungen in Form von *Alltagskommunikation* durchzuführen, wodurch

---

<sup>276</sup> Vgl. ebd., S. 38 f.

Siehe auch:

J. v. Koolwijk, Die Befragungsmethode, in: J. v. Koolwijk /M. Wieken-Mayser, Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Erhebungsmethoden: Die Befragung, München/Wien 1974, S. 9-23, hier S. 16.

<sup>277</sup> Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung..., a. a. O., S. 39 ff.

ein größtmögliches Maß an Reziprozität und Symmetrie zwischen Befrager und Befragtem erreicht werden soll.<sup>278</sup> Bei *standardisierten* Befragungen ist dies freilich nur sehr bedingt oder gar nicht der Fall: Die Reihenfolge der Fragen auf dem Fragebogen ist dort vorgegeben, die Antworten müssen in bestimmte Antwort-schemata passen und fragt der Befragte einmal nach (etwa bei Verständnisschwierigkeiten), so ist der Interviewer oft angewiesen, eine Antwort zu verweigern, um nicht suggestiv zu beeinflussen. Diese Strategien sind freilich weit von Alltagssituationen entfernt und in vielen Fällen einer Kommunikation nicht gerade förderlich.<sup>279</sup>

„Während also die Asymmetrie und das Ungleichgewicht durch das Frage-Antwort-Spiel in der quantitativen Sozialforschung geradezu strukturell angelegt sind, wird im qualitativen Paradigma angestrebt, diese unglückliche Struktur tendenziell aufzubrechen. Somit kann die Standardisierung zu einem wesentlichen Differenzierungskriterium im Hinblick auf qualitative und quantitative Sozialforschung gemacht werden,“<sup>280</sup> indem etwa im qualitativen Interview das starre Frage-schema im standardisierten Fragebogen durch ein bestimmtes *Rahmenthema* ersetzt wird, „über das man sich frei unterhält, wobei der Interviewer lediglich durch Zwischenfragen weiterhilft, zur Präzisierung auffordert, durch Paraphrasierung Klarheit schafft usw.“<sup>281</sup>

Zwischen diesen beiden Extremtypen lässt sich die sog. *halb-standardisierte Befragung* einstufen, bei der dem Forscher ein *Interviewleitfaden* zur Orientierung dient, es jedoch der persönlichen Verantwortung des Interviewers überlassen bleibt, Reihenfolge und Formulierung der Fragen selbst festzulegen bzw. zu be-

---

**278** Vgl. ebd., S. 39 f.

**279** Vgl. ebd., S. 40.

**280** Ebd.

**281** Ebd., S. 43.

bestimmen<sup>282</sup>; *diese Vorgehensweise ist auch diejenige, der im wesentlichen bei der Abwicklung der hier vorliegenden empirischen Untersuchung gefolgt wurde.*

Die Vorteile des standardisierten Interviews seien hier nochmals kurz aufgezählt:

- 1) Bessere Vergleichbarkeit der Antworten
- 2) Höhere Zuverlässigkeit
- 3) Reduktion von Fehlern durch die Fragen (wegen gleicher Fragestellung und Reihenfolge der Fragen)
- 4) Einfachere Durchführung des Interviews
- 5) Schnellere und preiswertere Analyse der Antworten.

Die Vorteile der nicht-standardisierten Befragung sind:

- 1) Eher >Standardisierung< von Bedeutungen (Sinn) als eine Standardisierung der oberflächlichen Aspekte der Reizsituation (Bedeutungsäquivalenz der Fragen)
- 2) Anreiz zu lebensnäheren Antworten, da der alltäglichen Gesprächssituation sehr nahe kommend
- 3) Flexibler in der Durchführung
- 4) Keine Prädetermination durch den Forscher.<sup>283</sup>

Aus der Gegenüberstellung der Vorteile der beiden Befragungsarten können ihre jeweiligen unterschiedlichen Funktionen erschlossen werden:

---

**282** Vgl. ebd., S. 47.

**283** Vgl. zu diesem ganzen Komplex: ebd., S. 56.

„Während das standardisierte Interview vornehmlich der *Messung relevanter Merkmale* (zumeist im Endstadium einer Untersuchung) dient, verfolgt das nicht-standardisierte Interview, insbesondere die *Exploration von Sachverhalten* und die Ermittlung von *Bezugssystemen der Befragten* zu Beginn einer Untersuchung. *Eine abstrakte Entscheidung darüber, welche Form des Interviews die bessere sei, lässt sich natürlich nicht treffen.* Vielmehr sind die Anwendungsbereiche verschieden und der jeweilige Einsatz wird durch Intention, Erkenntnisziel und Objektbereich im Einzelfall bestimmt werden.“<sup>284</sup>

Wie schon angedeutet, werden in der hier vorliegenden Untersuchung die Vorteile beider Verfahren *kombiniert* und standardisiert-quantitative Elemente nur insoweit berücksichtigt, als sie für das forschungspraktische Vorgehen unabdingbar scheinen.

Qualitative Interviews sind zudem in aller Regel *Einzelbefragungen*,<sup>285</sup> die sich u.a. durch die angewandte Fragetechnik während des Interviews differenzieren. Diese verwenden grundsätzlich nur offene, (fast) nie geschlossene Fragen, es sei denn allgemeine Angaben zur Person etc.<sup>286</sup> Geschlossene Fragen sind solche, bei denen implizit entweder schon in der Frageformulierung selbst oder aber in der Vorgabe der möglichen Antworten die Antworten gleichsam *vorgegeben* sind: d.h., es kann z.B. nur mit Ja/Nein, Dafür/Dagegen etc. geantwortet werden. Offene Fragen sind im Kontrast dazu solche, bei denen die Antworten des Interviewten nicht in ein vorgegebenes Antwortschema gepresst werden müssen. Die Antworten werden vielmehr in der vom Befragten selbst gebrauchten Formulierung und mit den von ihm benannten Fakten und Gegenständen, aber auch Bedeutungsstrukturierungen aufgezeichnet.

---

**284** Ebd., S. 56.

**285** Vgl. ebd., S. 57.

**286** Vgl. ebd., S. 58 f.



In einer ersten Charakterisierung qualitativer Interviews lassen sich mithin folgende Punkte anführen:

- Qualitative Befragungen sind *persönlich*, nehmen also die Form des Interviews an, obgleich in der Form eines Vorort- oder eines Ferngespräches.
- Es handelt sich um *nicht- bzw. nur teilstandardisierte* Interviews, denn durch die notwendige situative Anpassung sind vorformulierte Antworten bzw. deren Reihenfolge und Kategorie nicht vorgebbar.
- Es werden ausschließlich *offene Fragen* gestellt.
- Der Interviewerstil ist *neutral bis weich*.
- Qualitative Interviews sind meistens *Einzelbefragungen*, da sie oft sehr intime bzw. persönliche Details enthalten, die man sich normalerweise scheut, offen in der Öffentlichkeit zu äußern bzw. preiszugeben.<sup>287</sup>

Was die *methodologischen* Kriterien im engeren Sinn betrifft<sup>288</sup>, so lassen sich dafür zusammenfassend folgende Merkgeln aufstellen:

- Explikation und Prozesscharakter des qualitativen Interviews drücken sich im *Prinzip der Reflexivität von Gegenstand und Analyse* aus, worunter auch die Selbstreflexion des Forschers subsummiert werden muss.<sup>289</sup>
- Qualitative Interviews versuchen das *Prinzip des Alltagsgesprächs* möglichst „naturgetreu“ widerzuspiegeln.
- Qualitative Interviews *lassen den Befragten zu Wort kommen: Prinzip der Zurückhaltung durch den Forscher*.
- Keine Vorherbestimmung<sup>290</sup> durch den Forscher, sondern Wirklichkeitsdefinition durch den Befragten selbst: *Prinzip der Relevanzsysteme der Betroffenen*.

---

**287** Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung..., a. a. O., S. 59 f.

**288** Vgl. ebd., S. 60 ff.

- Das „kommunikative Regelsystem“ des Befragten ist ausschlaggebend, der Interviewer hat sich diesem anzupassen: *Prinzip der Kommunikativität*.
- Das Interview ist für unerwartete Informationen empfänglich: *Prinzip der Offenheit*.
- Das qualitative Interview ermittelt die Handlungs- und Deutungsmuster der Befragten, das diese im Laufe des Interviews entwickeln: *Prinzip der Prozesshaftigkeit*.
- In der jeweiligen Interviewsituation reagiert der Forscher variabel auf die Wünsche und Bedürfnisse des Interviewten: *Prinzip der Flexibilität (des Forschers)*.
- Die Aussagen im Interview transformieren sich zu „Aussagetypen“, die im Interviewprozess interpretiert und explizit gemacht werden: *Prinzip der Explikation*.<sup>291</sup>

Zum Schluss der Einführung in die Technik des qualitativ-nichtstandardisierten Interviews seien an dieser Stelle noch einige Anmerkungen zu *methodisch-technischen Aspekten* getätigt:

- Qualitative Interviews erfolgen meist *im alltäglichen Milieu* der Befragten, um eine möglichst *natürliche Situation* herzustellen und *authentische Informationen* zu erhalten.
- Beim Zugang zu den zu Befragenden ist die *Vertrauensbasis* sehr wichtig: Es empfiehlt sich, den Zugang über Dritte zu suchen, die zunächst als Vermittler auftreten und sowohl das Vertrauen des Forschers wie des Befragten genießen.

---

289 Vgl. Bourdieu-Zitat weiter oben.

290 Prädetermination

291 Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, a. a. O., S. 64.

- Große Fallzahlen sind auszuschließen; es geht vielmehr um *eine überschaubare Anzahl typischer Fälle*, die bestimmte soziale Charakteristika repräsentieren und den Forscher in die Lage versetzen, daraus Rückschlüsse auf gesellschaftliche Reproduktionsmechanismen zu ziehen.
- Qualitative Interviews erfordern vom Interviewer *höhere Kompetenz* als standardisierte Befragungen.
- Der zu Befragende muss *Verbalisierungs- und Artikulationsfähigkeit* besitzen, zumindest in dem Maße, dass seine Aussagen wenigstens halbwegs verständlich sind.<sup>292</sup>
- Die Atmosphäre beim Interview muss absolut *vertraulich sein* und *in freundschaftlichem Ton* gehalten werden.
- Die *Asymmetrie der Kommunikationssituation* (der eine erzählt, der andere hört zu) sollte vom Alltag her vertraut sein und wirkt – einfühlsam und richtig praktiziert – gegenüber dem Befragten als *positive Sanktion*.
- Aufzeichnungsgeräte (Tonbandgeräte, Kassettenrekorder, Video) sind unverzichtbar, um die Fülle der Informationen komplett und systematisch transkribieren und auswerten zu können.
- Das qualitative Interview kann *länger* dauern, weil es dem Alltagsgespräch näher kommt als eine bloß quantitative Befragung.<sup>293</sup>

---

**292** Das ist bei geistig Behinderten natürlich nicht immer der Fall, hier ist im Einzelfall zu entscheiden, ob ein Interview sinnvoll ist oder nicht.

**293** Vgl.: Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung..., a. a. O., S. 68.

## 5. Auswertung Daten „IranerInnen in Deutschland“

Allgemeine Bemerkung: Alle Prozentsatzangaben in der folgenden Auswertung der durchgeführten Interviews dienen lediglich zur Orientierung und sind – nach dem Muster einer quantitativen Befragung – kein Instrumentarium zur Formulierung repräsentativer Aussagen. Darüber hinaus wurde der im Anhang dieser Arbeit befindliche Leitfaden von den Befragten weder gesichtet noch ausgefüllt, um die Gefahr einer möglichen Quantifizierung der Antworten auszuschließen. Das Interview wurde durch die offenen Fragen *kommunikativ* gestaltet und konzentrierte sich auf die *subjektive Sichtweise*<sup>294</sup> der Befragten.

### 1.) Zur Person:

Ingesamt wurden 68 Personen in ihren eigenen Wohnräumen befragt. Die Befragung in dieser vertrauten Umgebung diente dazu, dass eine eventuelle Beeinträchtigung der Interviewsituation durch räumliche Veränderungen ausgeschlossen werden kann. Der Durchschnittsalter der Befragten betrug 46 Jahre. 32 der Befragten waren weiblich (47%), 36 männlich (53%). 64 der Interviewten waren verheiratet (94%), 4 Personen ledig (6%). Die durchschnittliche Anzahl der Kinder betrug 1,5.

Zur Verteilung der Kinder auf die einzelnen Interviewten kann folgende Tabelle aufgestellt werden:

Keine Kinder	12 Befragte	18%
1 Kind	20 Befragte	29%
2 Kinder	28 Befragte	41%
3 Kinder	8 Befragte	12%

Wie sich aus der Tabelle unschwer ersehen lässt, haben etwa 2/3 der Befragten ein oder zwei Kinder, was praktisch exakt der Situation einer deutschen Kleinfamilie entspricht.

## 2.) Zur Wohnortsituation im Iran

Wohnort: Die meisten Befragten (50 = 73%) wohnten während ihrer Zeit im Iran erwartungsgemäß in der iranischen Metropole und Hauptstadt Teheran (laut offizieller Angaben der iranischen Regierung aus aktueller Zeit lebt ein Drittel der Gesamtbevölkerung Irans (ca. 17 Mio.) in Teheran). Fünf der Befragten (7%) wohnten in Meshad, vier in Isfahan (6%), drei (5%) in Rasht und vier (6%) in Kirman. Ein kinderloses Ehepaar (3%) stammte aus der südiranischen Stadt „Ah-waz“.

Zum Zeitpunkt, wo die Befragten noch in diesen iranischen Städten wohnten, hatten diese - laut eigener Angabe - folgende Einwohnerzahlen:

1 Mio Einwohner	6 Befragte
2 Mio Einwohner	8 Befragte
4 Mio Einwohner	4 Befragte
12 Mio Einwohner	38 Befragte
16 Mio Einwohner	12 Befragte

Die Angaben 12 Mio bzw. 16 Mio Einwohner beziehen sich beide auf Teheran. Die Interviewpartner haben meist die Zahlen geschätzt, da nach eigener Angabe zu ihrer Lebzeit in Teheran keine offiziellen Angaben über die Bevölkerungszahl vorlagen. Andere Bevölkerungszahlen wurden ebenso geschätzt.

Zur Miete wohnten im Iran 20 Befragte (30%), in einem Eigenheim 42 Befragte (62%), keine bzw. ausweichende Angaben machten 6 Befragte (8%), indem sie z.B. antworteten: „*Teilweise bewohnten wir ein Eigenheim, zeitweilig wohnten wir aber auch zur Miete*“.

Die Durchschnittsgröße der Mietwohnungen/Eigenheime betrug 133qm (Angaben machten 63 Personen). Keine konkreten Angaben machten 5 Befragte.

### *3.) Zur Wohnortsituation in der Bundesrepublik Deutschland*

Acht der Befragten wohnten zum Zeitpunkt der Befragung in Darmstadt (incl. Vororte), das entspricht ca. 12%, vier Personen in Pfungstadt (6%), eine in Rodgau, eine in Oppenrod, zwölf in Frankfurt am Main (18%), sechs in Gießen (9%), sieben (10%) in Wiesbaden, elf (16%) in Main-Taunus-Kreis, zwei in Bensheim und zwölf (18%) in Offenbach am Main. Eine Familie mit vier Mitgliedern (6%) stammte aus Kassel.

53 Befragte wohnten zur Miete (mehr als 3/4), die restlichen fünfzehn Interviewpartner gaben an, über selbstbewohntes Wohneigentum zu verfügen.

Es fällt bei dieser Frage auf, dass mehr als 60% der Interviewten im Iran ein eigenes Wohnobjekt besaßen, während heute nur jeder fünfte Interviewpartner über Wohneigentum in Deutschland verfügt. Es wird daraus geschlossen, dass sich die finanziellen Verhältnisse der Befragten durch die Auswanderung aus dem Iran in der Weise verändert haben, dass kein Erwerb von Eigenheim ermöglicht ist.

Was die Größe der Wohnräume anbetrifft, so betrug die durchschnittliche Größe: 97qm. Acht Befragte (12%) gaben sogar größer als 200qm an.

Weiterhin wird hier festgestellt, dass sich die Größe der Wohnräume von ca. 133qm im Iran auf 97qm in Deutschland verringert hat. Dies ist ein weiterer Indikator für die Verschlechterung der Wohnverhältnisse – rein quantitativ auf die zur Verfügung stehende Wohnfläche bezogen - in der Aufnahmegesellschaft, Deutschland.

#### *4.) Zur Schul- und Berufsausbildung*

Für die Schulbildung der interviewten Personen im Iran ergibt sich folgendes tabellarisches Bild:

Grundschule	<b>1</b>
<b>Abitur</b>	<b>34</b>
Hochschulabschluss	<b>14</b>
Keine Angaben	<b>20</b>

Immerhin hat die Hälfte der Befragten im Iran Abitur gemacht. Jeder Siebte hat dort sogar einen Hochschulabschluss getätigt.

Bei 20 Befragten, konnte im Laufe des Gespräches keine konkrete Ausbildung definiert werden. Sie gaben z.T. an, im Iran verschiedenes gelernt und ausgeübt zu haben, ließen jedoch keine Ausbildung – im Sinne des Erlernens von einer beruflichen Qualifikation – feststellen.

Als konkrete Ausbildungsberufe wurden beispielsweise die folgenden Professionen genannt:

Literaturwissenschaftler (Iranistik)

Verwaltungsangestellter

Chemie-Assistent

OP-Assistent

Gymnastik-Lehrer

Diplom-Biologe

Diplom-Ingenieur Maschinenbau

Musikwissenschaftler

Beamter

Lehrer

Bauingenieur

Architekt

Krankenpfleger

Zahntechniker

Medienassistent (beim Fernsehen)

Auch bei diesen Einzelnennungen, fällt die „überdurchschnittliche“ Hochqualifikation der Befragten ins Auge.

In der Bundesrepublik Deutschland selbst haben 19 Befragte (28%) einen Hochschulabschluss erworben. Keine konkreten Angaben diesbezüglich machten 5.

Was die in der Bundesrepublik Deutschland absolvierten Ausbildungen anbetrifft, so wurden folgende Berufe bzw. Ausbildungsgänge angeführt:



Diplom-Ingenieur

Diplom-Chemiker

Betriebsorientierungskurs

Krankenpfleger

Kfz-Meister

Zahntechniker

Diplom-Informatiker

Diplom-Biologe

Kfz-Mechaniker

Heilpraktiker

Diplom-Betriebswirt

Groß- und Einzelhandelskaufmann

Arzt

Ferner: Rentner

*5.) Zur beruflichen Situation:*

Folgende Berufe haben die Befragten im Iran ausgeübt:

Hausfrauen	16	24%
Buchhalter/in	2	3%
Lehrer/innen	6	9%
Kaufmännische Angestellte/EDV-Kaufmann	4	6%
Angestellte/r bei der Krankenkasse	1	1,5%
Gutachter für Antiquitäten	1	1,5%
Gutachter für Chemie-Anlagen	1	1,5%
Offizier der Luftabwehr	1	1,5%
Direktor in einem öffentlichen Amt	2	3%
Kein Beruf (Schüler/in)	14	20%
Selbständig im Groß- und Einzelhandel	6	9%
Pilot	1	1,5%
Zeitungsredakteur	1	1,5%
Schauspieler/in	4	6%
Architekt/in	3	4%
Keine Angaben	5	7%

Wenn die Befragten im Iran berufstätig waren (zieht man die Hausfrauen, den Schüler und diejenigen, die keine Angaben machten, ab, verbleiben 35 =51%), so waren dies qualifizierte bis hochqualifizierte Tätigkeiten in mittleren oder gehobenen Positionen.

Zählt man die ausgeübten Berufe in der Bundesrepublik Deutschland auf, so ergibt sich folgendes Bild:

Hausfrauen	10	15%
Selbständige	7	10%
Im Informatik-Bereich Tätige	6	9%
Sachbearbeiter/in	2	3%
Verkäufer/in	7	10%
Technischer Zeichner/in	2	3%
Im PR-Bereich tätig (keine Spezifikation)	1	1,5%
Pflegedienst/Krankenpfleger/in	3	4,5%
Biotechniker/in	1	1,5%
Ingenieurberufe (aller Fachrichtungen)	12	17%
Arzt/Ärztin	2	3%
Heilpraktiker/in	1	1,5%
Bankangestellte	4	6%
Theaterschauspieler	1	1,5%
Sozialarbeiter/in	1	1,5%
Keine Angaben/keinen Beruf/arbeitslos	8	12%

Auch in der Bundesrepublik Deutschland üben die meisten Befragten qualifizierte bis hochqualifizierte Berufe im mittleren bis gehobenen Bereich aus, auch einige Frauen haben qualifizierte bis hochqualifizierte Tätigkeiten ergriffen (im Informatikbereich bzw. als Sachbearbeiterin). Weiterhin fällt bei der Betrachtung der Anzahl von Hausfrauen auf, dass diese Zahl von 16 im Iran auf 10 in der Bundesrepublik Deutschland zurückgegangen ist.

Eine mögliche Erklärung dafür kann die Verschlechterung der Einkommensverhältnisse, eine andere die Zunahme der Emanzipation unter den iranischen Frauen sein.

6.) *Zum Lebensstil/Lebensstandard im Iran (Selbsteinschätzung der Schichtzugehörigkeit im Iran):*

Auf die Aufforderung, ihre Schichtzugehörigkeit im Iran selber einzuschätzen, gaben die Befragten an:

Mittelschicht (untere bis mittlere)	42	62%
Obere Mittelschicht	14	21%
Oberschicht	5	7%
Keine Angaben	7	10%

56 der 68 Befragten gehörten laut Selbsteinschätzung im Iran der Mittel- und Oberschicht an (mehr als 80%).

Diese Selbsteinschätzung der Schichtzugehörigkeit in der iranischen Gesellschaft stellt die mögliche Erklärung dafür dar, dass 60% der Befragten in ihrer Heimat über ein Eigenheim verfügten.

Dieser Darlegung der Schichtzugehörigkeit muss jedoch gegenübergestellt werden, dass aus diesen Werten keine *generalisierte* Aussage für den Durchschnitt der iranischen Gesellschaft getroffen werden kann, da die in der Bundesrepublik lebenden IranerInnen u.a. bedingt durch ihren sozialen Status in der Heimat überhaupt nach Deutschland einreisen konnten, d.h. sie verfügten bereits zum Zeitpunkt ihrer Ausreise über ausreichend finanzielle Liquidität.

7.) *Zum verfügbaren Haushaltsnettoeinkommen:*

Über ihre Einkommenssituation in Deutschland gaben die 68 Befragten wie folgt Auskunft:

Bis 1200 €	9	13%
1801 bis 2800 €	28	41%
2801 bis 4000 €	10	15%
Über 4000 €	5	7%
Keine Angabe	16	24%

Mehr als die Hälfte der Befragten (38) verfügt in Deutschland über ein Einkommen von mindestens 1801 €, jeder Fünfte sogar über mehr als 2800 € monatlich, was einmal mehr ihren relativ hohen Grad an sozialer Integration anzeigt.

Auffällig ist bei den Antworten auf diese Frage, dass etwa jeder fünfte Interviewpartner keine konkrete Aussage lieferte. Im Verlauf des Interviews zeigte ich Verständnis dafür, wenn ein Befragter dieser Frage auszuweichen versuchte. Schließlich hätte ein Insistieren meinerseits zu einer Verschlechterung des Gesprächsklimas und eventuellen damit verbundenen Falschantworten führen können!

8.) *Zur Religionszugehörigkeit:*

56 Befragte oder 82% gehören der islamischen Glaubensgemeinschaft an, zwei Befragte sind zarathustrischen Glaubens, zwei Befragte sind Christen, vier Baha'i und die restlichen vier machten keine „verwertbaren“ Angaben. Sie gaben Antworten, wie z.B. „Was spielt die Religion schon für eine Rolle?“ oder „Ich glaube nur an die Religion der Liebe“.

Die absolute Mehrheit der IranerInnen (ca. 98% der gesamten Bevölkerung) bekannte sich laut Angaben der iranischen Regierung aus dem Jahr 1979 zu Islam. Die restlichen 2% bildeten zu diesem Zeitpunkt die religiösen Minderheiten der Christen, der Baha'i, der Juden, der Anhänger des zarathustrischen Glaubens und andere Minderheiten. In Anbetracht der islamischen Regierung im Iran, die – zumindest inoffiziell – das Verbreiten anderer Glaubensrichtungen im Land untersagt, kann man davon ausgehen, dass diese Erhebung von 1979 heute noch zutrifft.

*9.) Aufenthaltsdauer und –status in der Bundesrepublik Deutschland:*

Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland seit:

1960-64	2	3%
1965-69	2	3%
1970-74	5	7%
1975-79	4	6%
1980-84	20	29%
1985-89	20	29%
1990-94	10	16%
1995-heute	5	7%

53 der Befragten oder etwa 3/4 sind vor 1990 in die Bundesrepublik Deutschland eingewandert, nur 15 verließen Iran erst danach.

Die Angaben über die Einreise in die Bundesrepublik Deutschland entsprechen im Falle der hier zufällig gewählten und als „typische Fälle“ bezeichneten Befragten dem typischen Verlauf der postrevolutionären Migrationsbewegung im Iran der

80er Jahre, wie bereits unter 1.5.1, IranerInnen in Deutschland andiskutiert<sup>295</sup>. Etwa 3/4 der Befragten (=55) sind nach 1980 in die Bundesrepublik eingewandert, die meisten davon (=40) in den Jahren 1980 bis 1989, d.h. an dieser Stelle wird erneut belegt, dass die iranische Revolution zu einer verstärkten Auswanderung aus dem Iran geführt hat.

Für den Aufenthaltsstatus der Interviewten ergibt sich folgendes Bild:

Befristete Aufenthaltserlaubnis	6	9%
Unbefristete Aufenthaltserlaubnis	6	9%
Aufenthaltsberechtigung	8	12%
Asylberechtigter	10	15%
Einbürgerung	38	55%

Über 90% der Befragten (=62) verfügen über einen relativ gesicherten Aufenthaltsstatus bzw. sind sogar deutsche Staatsbürger geworden (Einbürgerung, Asylberechtigter, unbefristete Aufenthaltserlaubnis und Aufenthaltsberechtigung).

Viele der Befragten sind laut eigener Angabe erst nach den Bundestagswahlen im Jahre 1998 und der damit verbundenen Lockerung der Einbürgerungsgesetze durch die SPD-Regierung in der darauf folgenden Legislaturperiode in den Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft gelangt.

#### *10.) Deutschkenntnisse (Selbsteinschätzung):*

---

**295** Vgl. Tabelle 3: Die Entwicklung der iranischen Bevölkerung in Deutschland

Sehr gut	20	30%
Gut	28	41%
Mittel	12	18%
Ausreichend	5	7%
Keine Angaben	3	4%

Etwa 90% der Befragten oder 60 Personen verfügen nach eigenen Angaben über sehr gute bis mittlere Deutschkenntnisse, was gleichfalls den hohen Stand der erreichten sozialen Integration der Befragten widerspiegelt.

Zusatzbemerkung: In vielen Fällen wurde meine Ergänzungsfrage, ob sie die Nachrichten im Radio problemlos verstehen, von den Befragten mit „JA“ beantwortet. Diese Skalierung der Sprachkenntnisse beruht auf meinen subjektiven Erfahrungen aus der Anfangszeit meines Aufenthaltes in der Bundesrepublik. Um Radio-Nachrichten zu verstehen, sind gute bis sehr gute Sprachkenntnisse erforderlich, da hier im Gegensatz zum Fernsehen die einzelnen Wörter durch insbesondere die visuelle Wahrnehmung der Lippenbewegung nicht interpretiert werden können. Das Verstehen des Radios erfordert ein hohes Maß an Hörverständnis! Des weiteren ist ein Zuhörer durch die Formulierung von Nachrichtentexten, die in gehobener Sprache verfasst werden, über seine umgangssprachlichen Sprachkenntnisse hinaus mit zusätzlichem Wortschatz herausgefordert.

Es fallen im demographischen Teil der vorliegenden Befragung einige Charakteristika der Interviewten auf:

- 1) Die meisten Befragten gehörten im Iran der Mittel- und Oberschicht an. Ihr Aufenthalt im Ausland kann u.U. mit ihrem sozialen Status im Iran zusammenhängen. Es ist demnach davon auszugehen, dass nur diejenigen ins Ausland migrierten, die auch über die notwendigen Finanzmittel dafür verfügten.



- 2) Sie lebten in Großstädten (Teheran, Isfahan, Rasht und Maschad). Diese Tatsache ist auf die Landflucht der iranischen Kleinbauern in den 60er und 70er und 80er Jahren zurückzuführen. Die Bevölkerungszahl in den iranischen Metropolen und Großstädten wuchs in diesen zwei Jahrzehnten explosionsartig.
- 3) Sie verfügten z.T. im Iran über große Eigenheime, die selbst für Bundesrepublik Deutschland-Verhältnisse hinsichtlich der Wohnfläche ungewöhnlich groß ausfielen.
- 4) Die Meisten leben in der Bundesrepublik Deutschland von der Wohnsituation her in bescheideneren Verhältnissen als im Iran (es ist auch bezeichnend, dass manche Befragte über ihre Wohnsituation in der Bundesrepublik Deutschland keine konkreten Angaben machen wollten, sie sprachen über Anzahl der Zimmer u.ä.).
- 5) Das Bildungsniveau ist im Vergleich zum Durchschnitt der Entwicklungsländer auffallend hoch. Es lässt sich annehmen, dass dies mit dem gesellschaftlichen Ansehen von Bildung und „Titel“ im Iran – bzw. allgemein unter den Völkern des mittleren Ostens – zusammenhängt.
- 6) Das materielle und finanzielle Niveau, in dem die MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland leben, ist für mehr als 2/3 offenbar ausreichend oder sogar überdurchschnittlich.
- 7) Die Berufe, die ausgeübt werden, entsprechen offenbar nicht immer dem Ausbildungs- und Qualifikationsniveau, aber von einem dramatischen sozialen Abstieg kann man in den meisten Fällen nicht sprechen. Meinen Beobachtungen nach arbeiten viele IranerInnen in der Bundesrepublik in von ihrer Ausbildung abweichenden Berufen, da sie bei Beendigung ihrer Ausbildung dem „klassischen Wunschbild“ eines Bewerbers nicht entsprechen. Die verlängerte Dauer eines Hochschulstudiums durch finanzielle Belange, die Dauer einer Neuorientierung in der hiesigen Gesellschaft und der zeitliche Aufwand, sprachliche Fähigkeiten zu erlangen, sind einige Gründe, die man in diesem Zusammenhang nennen kann. Ein iranischer (oder im weiteren Sinne,

ausländischer) Absolvent ist in der Regel älter als der Durchschnitt seiner Mitstreiter, wenn er nicht in Deutschland eingeschult wurde.

- 8) Einige Frauen haben ihren Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland dazu genutzt, das reine Hausfrauendasein aufzugeben und sind berufstätig geworden (z.B. im Informatikbereich, Steuerfachangestellte usw.). Der Grad der Integration ist bei dieser Gruppe der Frauen besonders ausgeprägt, da sie im Zuge eines emanzipatorischen Umdenkprozesses von den Möglichkeiten der Gleichberechtigung in der Bundesrepublik profitieren und sich den Gegebenheiten dieser Gesellschaft anpassen.
- 9) Die soziale Situation von IranerInnen kann im Vergleich zu anderen Einwanderungsgruppen und Minoritäten als vergleichsweise privilegiert betrachtet werden.
- 10) Die überwiegende Mehrzahl der Befragten ist schon vor 1990 in die Bundesrepublik Deutschland gekommen und genießt einen gesicherten Aufenthaltsstatus (38 von 68 sind inzwischen deutsche Staatsbürger).

Jetzt zu den Fragen 11-23, die die Aussagen der Interviewten zu ihren Ess- und Konsumgewohnheiten enthalten.

*Frage 11: Welche Küche bevorzugen Sie in Ihrem Alltag? Wie viele Mahlzeiten nehmen Sie pro Tag ein? Bevorzugen Sie drei größere Mahlzeiten pro Tag oder eher kleinere Mahlzeiten oder Zwischenmahlzeiten?*

28 bevorzugen persische Gerichte auch in Deutschland (=41), 36 Interviewte (=53%) essen auch deutsche Gerichte oder „international“ bzw. „alle Gerichte“; vier Personen (=6%) gaben mit Antworten wie: „Ach wir achten nicht darauf“ oder „wir essen eigentlich alles“ keine relevante Auskunft. 24 Personen nehmen zwei (Haupt-)Mahlzeiten pro Tag zu sich (=35%), 24 Personen sogar drei Hauptmahlzeiten (=35%). 16 Personen nehmen nur eine Hauptmahlzeit zu sich (=23%).

Auffällig ist, dass von den 64 Personen, die Auskunft gaben, immerhin 48 (=70%) außer den Hauptmahlzeiten noch zusätzlich Zwischenmahlzeiten zu sich nehmen, meist in Form von Obst, Gebäck oder Schokolade. Sogar sechzehn (=23%) von denen, die drei Hauptmahlzeiten pro Tag zu sich nehmen, essen auch zwischendurch noch etwas.

*Frage 12: Zur Rolle der Religion: In welcher Weise wird Ihre Ernährung von religiösen Vorschriften beeinflusst?*

58 Befragte geben an, dass die Religion keinerlei Einfluss auf ihre Ernährungsweise habe (=85%). Nur sechs sagen, dass Religion ihre Ernährung bestimme (z.B.: kein Schweinefleisch wegen muslimischem Glauben; =9%). Es liegt nah, dass dieser geringe Einfluss der Religion auf die Ernährungsgewohnheiten mit dem sozialen Status der Befragten zusammenhängt, die schon im Iran überwiegend der Mittel- und Oberschicht angehörten bzw. über eine hohe Bildung verfügten. Zusätzlich verstärkt wurde dieser Säkularisierungstrend durch die Auswanderung in ein selbst stark säkularisiertes Aufnahmeland wie Deutschland. Stark religiös geprägte Orientierungen sind eher bei marginalisierten Gruppen zu beobachten, was bei den hier Interviewten offenbar nicht der Fall ist.<sup>296</sup> Einer der Befragten gab sogar während des Interviews an, dass er im Iran gern Wildschweinefleisch gegessen habe. Er habe das heimlich bei den iranischen Christen eingekauft, da Schweinefleischkonsum im Iran unter der Islamisierung der Verfassung verboten sei.

Vier Personen (=6%) machten wieder keine konkrete Angaben.

---

**296** Vgl. hierzu auch: Friedrich Heckmann, Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwanderminorität, Stuttgart 1981, S. 114 ff., S. 183 ff. und S. 230 ff. (Klett-Cotta).

Vgl. auch: Ders., Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992, S. 102 ff. (Ferdinand Enke).

Hartmut Esser, Integration und das Problem der „multikulturellen Gesellschaft“, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland – Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001, S. 64-91 (Dietz).

Interessant war zumindest eine Aussage: „Die religiösen Gesetze haben keinen Einfluss auf meine Ernährung. Schweinefleisch konsumiere ich nicht, da ich Schweine nicht mag.“ Dieselbe Person (Nr. 11) antwortet zu Frage 13, den Ernährungstabus: „Es gibt Lebensmittel, die ich des Aussehens wegen überhaupt nicht esse (schwarze Würste usw.). Das ist aber nicht religiös bedingt. Es gibt nichts, was wir im Iran gegessen hätten und in Deutschland nicht essen können.“ Und zu Frage 14 gibt die Person zu ihren Ernährungsgewohnheiten in der Kindheit an: „Bevorzugt habe ich traditionelle und regionale Spezialitäten (v. a. Hausgemachtes) gegessen.“ In Frage 16 sagt die Person, dass sie die deutsche Küche nicht kennt. Und in Frage 19 heißt es: „Wir essen wie früher persische Gerichte (hausgemacht). Hierbei hat sich nichts geändert.“ Man könnte sagen, dass es sich um eine Person handelt, die in ihren Ernährungsgewohnheiten eher traditionalistisch eingestellt ist und sich auch in einem neuen Lebenskreis davon nicht abbringen lässt. Das einzige „Zugeständnis“ an neue Speisen scheint zu sein, dass Person 11 in Restaurants ab und an eine Pizza isst oder chinesisches Essen geht. Ihren „Integrationsgrad“ in die deutsche Gesellschaft schätzt sie selbst eher als mittelpärchtig ein (Zahl 5 auf einer Skala von 1-10, s. Frage 23), was man zusammen genommen unter das Motto stellen könnte: „Soviel Integration wie nötig, so viele alte Gewohnheiten beibehalten wie möglich.“

*Frage 13: Zu den Ernährungstabus: Gibt es etwas, was Sie nie essen würden? Gibt es etwas, was Sie im Iran nie gegessen hätten, aber hier in der Bundesrepublik Deutschland zu sich nehmen?*

16 von 68 Befragten (etwa 1/4) sagen konkret, dass sie Blutwurst bzw. „schwarze Würste“ nicht mögen, teils wegen des Aussehens, teils wegen des Geruchs: hier werden dem äußeren Anschein nach also in erster Linie „ästhetische“ Gründe bzw. ein Ekelgefühl und *keine* religiöse Motivation angegeben. Es ist jedoch zu bemerken, dass die tatsächliche Ursache der Abneigung bei Blutwurst an den Tabus der Ernährungssozialisation von IranerInnen liegt, der in dieser vom Islam geprägten Gesellschaft aufwächst. Im Islam ist nämlich der Verzehr von Blut verboten, da Blut für unrein erklärt wird. Vier der Befragten geben an, dass sie

boten, da Blut für unrein erklärt wird. Vier der Befragten geben an, dass sie grundsätzlich deutsche Wurstsorten nicht essen, aber auch in erster Linie wegen des „schlechten Geruchs“.

Nur sechs Personen (weniger als jeder Zehnte) vermeiden bestimmte Lebensmittel aus religiösen Gründen, vier andere aus gesundheitlichen (Sauerkraut, Schweinefleisch und Lammkopf, ein traditionelles iranisches Gericht, das bevorzugt im Winter gegessen wird).

52 Personen (mehr als 3/4) stimmen grundsätzlich der Feststellung zu: „Es gibt nichts, was wir im Iran gegessen hätten und in Deutschland nicht essen würden.“ Das gilt natürlich nur insofern, dass diese im Iran verfügbaren Lebensmittel auch in Deutschland gekauft werden können.

Insgesamt vermitteln die Antworten den Eindruck, dass die Befragten ein eher „legeres“ Verhältnis zu Ernährungstabus haben und ihre Ernährungspräferenzen primär aus persönlichen Vorlieben und Abneigungen herleiten. Ausgenommen ist, wie erwähnt ihre Abneigung gegen bestimmte deutsche Wurstsorten, wenn auch „ästhetisch“ begründet (sehen schlecht aus, riechen schlecht usw.). Daraus lässt sich auch ein gewisser, wenn man so will, „Widerstand“ gegen die „Entstofflichung“ der Lebensmittel ableiten.<sup>297</sup>

*Frage 14: Zur Tradition und Sozialisation: Was haben Sie am meisten in ihrer Kindheit verzehrt?*

---

<sup>297</sup> Zur „Entstofflichung der Lebensmittel“ schreibt Uwe Spiekerman: „Unsere Nahrung verändert sich qualitativ. Sie ist immer weniger über ihr Aussehen, ihre Zusammensetzung, ihren Geruch, ihren Geschmack und ihre Konsistenz zu identifizieren, zumal sensorische Fähigkeiten schwinden. Unsere Nahrung ist verarbeitet, verpackt, erscheint gleichsam entmaterialisiert, wird sichtbar unsichtbar.“ Uwe Spiekerman, Ernährungstrends und Esskultur – Anmerkungen zur Gegenwart und Zukunft unserer täglichen Kost, Beitrag für „Fundus 6, 1999, November-Heft“, URL: <http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/fundus.pdf> (Dr. Rainer Wild-Stiftung, In der Aue 4, D-69118 Heidelberg).

Ich habe traditionelle und regionale Speisen gegessen	44	65%
Ich habe alle persischen Gerichte gegessen	12	17%
Ich habe alle persischen Gerichte gegessen außer traditionellen und regionalen	4	6%
Regionale Speisen mochte ich nie besonders	8	12%

Fast 90% der Befragten (60 von 68) sind mit persischen Gerichten aufgewachsen, nur acht geben an, dass sie regionale Speisen „nicht besonders mochten“ (=12%). Daraus lässt sich im Rückschluss entnehmen, dass zwar die meisten mit traditionellen Gerichten aus ihrer Heimat aufgewachsen sind, aber sie sich nach ihrer Migration und ihrem „Umzug“ nach Deutschland relativ problemlos auf die neuen Essgewohnheiten umstellen konnten bzw. eine Synthese aus dem deutschen und dem iranischen „Speisezettel“ herzustellen vermochten (s. auch Frage 13, wo als „ungenießbare“ deutsche Speisen überwiegend nur gewisse Wurstsorten erwähnt wurden). Letzteres hängt auch damit zusammen, dass die meisten offenbar – zumindest nicht bewusst oder gezielt - *keiner* sehr strengen religiösen Sozialisation (in ihrem Herkunftsland) unterworfen wurden, was dann natürlich wiederum die Offenheit gegenüber neuen Speisen vergrößert.

*Frage 15: Zur Einstellung gegenüber dem Essen: Wie hoch ist der Stellenwert des Essens für Sie? Sind Sie ein Genießer oder eher neutral eingestellt? Essen Sie eher schnell oder lassen Sie sich für Ihre Mahlzeiten Zeit?*

(Mehrfachnennungen auch bei dieser offenen Frage waren möglich, daher mehr als 100%)

Teils esse ich, um zu genießen, teils bloß, um satt zu werden	40	59%
Ich esse, um zu genießen	12	18%
Ich esse, um satt zu werden	12	18%
Ich esse, da ich das brauche, zweitens um gesund zu bleiben und gesund zu denken (überflüssiges Essen beeinträchtigt das Denkvermögen)	4	6%
Zusätzliche Nennung: In Deutschland essen wir zu Abend, um so mit der Familie zusammen zu sein (Essen aus Geselligkeitsgründen)	4	6%

Fast 60% (40 Befragte) geben an, dass sie teils essen um zu genießen, und teils, um gesättigt zu werden; das hängt natürlich von den Umständen ab und ob man sich in einer Alltags- oder in einer Freizeitsituation befindet, wo man es nicht zu eilig zu haben braucht: Nur in letzterer Situation ist es selbstredend möglich, wirklich zu genießen. Immerhin geben 12 Befragte (18%) an, „nur“ zu genießen: ob das im Alltag in der Tat immer so ist, sei dahingestellt, aber diese Aussage lässt den Rückschluss zu, dass diese Befragten über genug Zeit verfügen müssen, um ihre „Genießereinstellung“ auch praktizieren zu können. Eine reine „pragmatische“ Einstellung zum Essen haben ebenfalls 17,65% (12). Interessant sind die Aussagen von einigen Befragten, die sich wie folgt zu der Frage äußerten: Zwei Personen sagen, dass beim Essen vor allem gesundheitliche Aspekte bei ihnen im Vordergrund stehen, was darauf schließen lässt, dass diese Personen eine gewisse Affinität zum in den deutschen Medien stark vertretenen „Gesundheitsdiskurs“

aufweisen.<sup>298</sup> Dass nur vier Personen den Geselligkeitsaspekt der gemeinsamen Mahlzeit mit der Familie hervorheben, verwundert allerdings schon etwas.

Zur Schnelligkeit der Essenaufnahme hat keine Person Angaben gemacht, aber es ist wohl anzunehmen, dass die „pragmatischen“ Esser dafür weit weniger Zeit benötigen als die „Schlemmer“.

Um an dieser Stelle eine Einzelperson zu erwähnen: Person 17 gibt zu Frage 15 an: „Ich decke gerne den Tisch und genieße diese Art von Esskultur. Manchmal esse ich aber auch, um satt zu werden.“ Diese Person bevorzugt die persische Küche (Frage 11) und nimmt in ihren Essgewohnheiten keine Rücksicht auf religiöse Tabus bzw. Religion hat nach Angaben der Person keinen Einfluss auf ihre Esspräferenzen (Frage 12). In ihrer Kindheit hat Person 17 alle persischen Gerichte *außer* traditioneller und regionaler Spezialitäten zu sich genommen (Frage 14); das lässt auf eine Prägung schließen, die eine gewisse Reserviertheit gegenüber „partikularistischen“ oder „regionalistischen“ Küchen impliziert. Person 17 hat ein geteiltes Verhältnis zur deutschen Küche („Manchmal schmeckt die deutsche Küche gut [Salate und Kuchen] und manchmal ist sie überhaupt nicht schmackhaft“, Antwort auf Frage 16) und bevorzugt persische, chinesische, italienische und griechische Restaurants (Frage 17). Unter der Woche isst die Person 17 bzw. ihre Familie vorgefertigte Gerichte und am Wochenende Hausgemachtes, fügt aber hinzu „... aber Dosengerichte und Fastfood essen wir nie.“ Die Person hat sich inzwischen in Deutschland eingewöhnt („Am Anfang war es für mich in Deutschland sehr schwer. Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt und stelle keinen Unterschied fest“, Antwort auf Frage 20), verzichtet auf keine bestimmten Essgewohnheiten und kommt mit den Deutschen gut aus (Frage 21). Sie konsumiert in Deutschland mehr alkoholische Getränke als vorher, ihr Konsum an Süßigkeiten sei jedoch gleich geblieben (Frage 22). Ihren Integrationsgrad gibt sie mit 5 an, also einen eher mittelmäßigen Wert. Person 17 betont, sie habe noch

---

**298** Vgl.: Uwe Spiekerman, Ernährungstrends und Esskultur – Anmerkungen zur Gegenwart und Zukunft unserer täglichen Kost, Beitrag für „Fundus 6, 1999, November-Heft“, a. a. O.



keine negativen Erfahrungen mit Deutschen gemacht, aber: „Sie sollten auch den ersten Schritt einleiten. Im Bezug auf Bekanntschaften und herzlicher Freundschaftspflege müssen sie mehr an sich arbeiten. Bei Freundschaften sollten sie (die Deutschen) weniger gehemmt sein. Unter den Deutschen gibt es welche, die eine einseitige Beziehung pflegen. Wenn sie eingeladen sind, kommen sie immer, tun aber nichts dafür, uns einzuladen.“ Zusammen genommen handelt es sich bei Person 17 also um eine eher „hedonistisch“ eingestellte Person, die gutes Essen und Geselligkeit liebt und die Gesetze der Gastfreundschaft hochhält, wobei letzteres nach ihrer Meinung bei den Deutschen allerdings eher zu kurz kommt oder einseitig ausgenutzt wird.

*Frage 16: Zu den Kenntnissen über andere Esskulturen: Kennen Sie die deutsche Küche? Wenn ja, wo haben Sie sie kennen gelernt und wie beurteilen Sie diese?*

56 von 68 Befragten (=82%) geben an, die deutsche Küche zu kennen, nur zwölf (=18%) nicht oder kaum. Überhaupt nicht mögen nur acht die deutsche Küche, zwanzig finden sie „sehr gut“ oder „nicht schlecht“ (=30%). Zwölf weitere (=18%) haben ein eher „durchwachsenes“ Verhältnis zu deutschen Gerichten, es fallen Aussagen wie „nicht besonders interessant“ oder „nicht sehr vielfältig“. Antworten wie „manchmal ja/manchmal nein“, „ich mag die norddeutsche lieber als die süddeutsche Küche“, „Salate ja, anderes nicht“ u. ä. fallen vereinzelt. Drei der Befragten kennen die deutsche Küche über ihren deutschen Ehepartner, einer über seine Schwägerin. Die meisten jedoch kennen die deutsche Küche über Essen am Arbeitsplatz (Kantine) oder in der Hochschule (Mensa), durch deutsche Bekannte und Freunde oder durch die deutsche Gastronomie (32= 47%). Vereinzelte Angaben sind eher „exotisch“ wie z.B. „Ich kenne die deutsche Küche über die Literatur“ oder kurios „Ich kenne sie durch deutsche Fernsehserien“ zu nennen. Ein Befragter bevorzugt die vegetarische deutsche Küche aus Gesundheitsgründen, ein anderer vermutet, dass die deutsche Küche mehr Vitamine enthalte als die persische; von beiden letzteren ist wohl das ausgeprägte

als die persische; von beiden letzteren ist wohl das ausgeprägte deutsche Gesundheits- und „Wellness“-Bewusstsein kulturell übernommen worden.<sup>299</sup>

*Frage 17: Zum Essen in der Gastronomie: Besuchen Sie Restaurants? Wenn ja, welche Speisen, bevorzugen Sie, dort zu bestellen?*

Über 90% der Befragten (64 von 68) sagen aus, dass sie zumindest ab und zu in Restaurants gehen; nur vier Personen geben an, dass sie so gut wie nie in ein Restaurant gehe, „es sei denn, sie kennen das Lokal sehr gut“. Bis auf zwei Personen scheinen allerdings keine der Befragten deutsche Lokale zu besuchen, es werden bevorzugt: chinesisches und italienisch (jeweils 44 Nennungen, also ca. 2/3) persisch (32 / knapp 50%), mexikanisch (12/17%), griechisch (8 /12%), indisch (8/12%), spanisch, französisch, US-amerikanisch [McDonald's, Burger King, Kentucky Fried Chicken] jeweils eine einzige Nennung. Eine Person geht auch „alternativ“ essen, d.h. vegetarisch, außerdem werden vereinzelt noch bestimmte Vorlieben (für Fisch, Steak usw.) genannt.

Auffällig ist jedenfalls, dass die „bürgerliche deutsche Küche“ kein einziges Mal genannt wird. Demgegenüber ist die Nennung von chinesisches, indischer und Balkanküche verständlich, da diese Küchen zumindest teilweise die gleichen Komponenten aus der persischen Küche beinhalten (Reis, Kräuter, gegrilltes Fleisch).

Als Beispiel sei hier Person 47 angeführt, die angibt: „Ja, ich besuche hin und wieder Restaurants, persisch, chinesisches, Mac Donald's, Burger King usw.“. Bei Frage 12, ob die Religion Einfluss auf ihre Ernährungsgewohnheiten habe, ant-

---

<sup>299</sup> Vgl. hierzu: Uwe Spiekermann, Esskultur heute – Was, wie und wo essen wir?, Beitrag zum Sammelband „Gesunde Ernährung zwischen Natur- und Kulturwissenschaft. Die Arbeit der Dr. Rainer Wild-Stiftung, hg. von der Dr. Rainer Wild-Stiftung“, Münster 1999, S. 41-56, URL: [http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/ei01\\_07.pdf](http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/ei01_07.pdf). (Dr. Rainer Wild-Stiftung, In der Aue 4, D-69118 Heidelberg).

wortet dieselbe Person: „Die Religion hat doch Einfluss auf meine Ernährung. Wir essen nicht alle Sorten von Fleisch und Lebensmitteln, Schweinefleisch essen wir nicht.“ Person 47 bestätigt dies auch ausdrücklich noch mal in der Antwort auf Frage 13: „Ja, alles was nach Islam verboten ist, konsumiere ich nicht.“ In der Kindheit habe sie traditionelle und regionale Gerichte (Spezialitäten) gegessen (Frage 14). Auf Frage 15 gibt die Person 7 an: „Es kommt auf meine mentale Stimmung an. Manchmal wird das Essen von Genuss begleitet, manchmal esse ich, nur um satt zu werden.“ Auf Frage 16: „Ja, ich kenne die deutsche Küche und mag sie auch. Ich habe sie durch Restaurants, Fernsehen und deutsche Fernsehserien kennen gelernt.“ Auf Frage 19: „In Deutschland essen wir häufiger vorgefertigte Gerichte als im Iran und ziehen es vor, weniger Zeit mit Kochen zu verbringen.“ Das Leben in Deutschland empfindet die Person als hektischer (Frage 20) und auf Frage 21 antwortet Person 47: „Vielleicht habe ich mich vor einigen Jahren fremd gefühlt. Heute empfinde ich alles als normal und verzichte auf keine bestimmten Essgewohnheiten.“ Die Person gibt obendrein an, dass sie ihre Trinkgewohnheiten kaum verändert habe. „Alkohol trinke ich nur bei Feierlichkeiten und in der Runde, aber auch nicht immer.“ (Frage 22).

Die gleiche Person gibt jedoch bei der Frage über den Einfluss der Religion auf die Ernährung an, „Die Gesetze des Islams beeinflussten seine Nahrungswahl“. Es ist also festzustellen, dass die religiösen Gesetze anscheinend einer *subjektiven Interpretation* seitens des Befragten unterzogen werden. Der Alkoholkonsum ist in Islam strengstens verboten, auch bei Feierlichkeiten.

Ihren Integrationsgrad gibt Person 47 mit dem Wert 5 an, also auch hier eher „mittelprächtigt.“ Sie sagt dazu: „Ich hatte schlechte Erfahrung(en) mit den Deutschen am Arbeitsplatz. Meiner Meinung nach müssen beide Seiten Schritte einleiten.“ (Frage 23). Zusammengenommen handelt es sich hier offenbar um eine Person, die eine moderat-pragmatische Haltung einnimmt, religiöse Vorschriften einhält, jedoch nicht zu streng, und die sich zumindest halbwegs in Deutschland eingelebt hat, aber deren „Enthusiasmus“ sich in Bezug auf das Zusammenleben mit

der deutschen Mehrheitsgesellschaft in Grenzen hält. Bevorzugt wird von der Person eine realistisch-nüchterne Einstellung, die sich, was Essensgewohnheiten betrifft, hier und da mal einen kleinen „Extragenuss“ erlaubt, aber Übertreibungen vermeidet.

*Frage 18: Zu den Einkaufsgewohnheiten: Wo kaufen Sie bevorzugt Lebensmittel ein und wie häufig kaufen Sie in iranischen Spezialitäten-Läden ein?*

Alle geben an, dass sie hauptsächlich in deutschen Märkten bzw. Läden (Supermärkten) einkaufen; acht Befragte sagen, dass sie auch ab und an in türkischen Läden Einkäufe tätigen. 64 von 68 (weit über 90%) kaufen auch ab und an in persischen Läden ein, z.B. was man in deutschen Supermärkten usw. nicht bekommt. Der Rhythmus, in dem in einem persischen Laden eingekauft wird, reicht von einmal in der Woche bis hin zu alle zwei Monate einmal; es muss sich also um Einkäufe auf Vorrat handeln, bei denen Dinge wie Tee, Reis und auch persische Zeitschriften eingekauft werden.

*Frage 19: Zu den Veränderungen in den Essgewohnheiten: Wie haben sich Ihre Essgewohnheiten verändert, seit sie in der Bundesrepublik Deutschland leben? Essen Sie, seitdem Sie in der Bundesrepublik Deutschland leben, vermehrt „aus der Dose“ bzw. vorgefertigte Mahlzeiten, die man nur aufwärmen muss?*

28 (41%) geben an, dass sie, seitdem sie in Deutschland sind, vermehrt Fastfood bzw. vorgefertigtes Essen zu sich nehmen; zwölf sagen (18%), dass sie sowohl Vorgefertigtes als auch hausgemachte Mahlzeiten zu sich nehmen. Acht (12%) sagen aus, dass sie über die Woche vorgefertigte Gerichte zu sich nehmen und nur am Wochenende sich für das Kochen Zeit nehmen und Hausgemachtes herstellen. 56 (über 80%) geben jedoch an, dass sie überwiegend noch Hausmannskost zu sich nehmen. Aber es gibt auch Aussagen, die eindeutig darauf hindeuten, dass sich die Essgewohnheiten der Befragten während ihres Aufenthaltes in Deutsch-

land deutlich verändert haben, z.B. durch den Einfluss der Kinder, die gerne Fast-food essen, durch das Berufsleben, durch die Existenz von Schnellgerichten wie Pizza und Schnitzel usw. Im Sinne der Channeltheorie<sup>300</sup> könnte man sagen, dass die Kräfte, die auf die Selektivität des Ernährungsverhaltens einwirken, in erster Linie die Kräfte des Berufslebens (mehr Arbeit, weniger Freizeit), Veränderungen in der Kochkultur (schnell zubereitetes Essen) sowie die Einflüsse der kulturellen Umgebung des Aufnahmelandes sind, die auf die Kinder der MigrantInnen einwirken, die wiederum die Essgewohnheiten ihrer Eltern sukzessive verändern.

An dieser Stelle seien einige charakteristische Antworten auf die Frage 19 zitiert:

„Es hat sich nichts geändert, wir haben schon immer hausgemachte Gerichte gegessen.“ (Personen 3 und 56)

„In Deutschland essen wir häufiger vorgefertigte Gerichte als im Iran und ziehen es vor, weniger Zeit mit Kochen zu verbringen.“ (Person 50)

„Im Iran habe ich hauptsächlich hausgemachte Kost gegessen. In Deutschland konsumiere ich mehr durch meine Berufstätigkeit vorgefertigte Speisen.“ (Person 48)

„Meine Essgewohnheiten haben sich durch den Einfluss der neuen deutschen Gesellschaft geändert (Fastfood, vorgefertigte Speisen usw.). Ich esse beides, sowohl vorgefertigte Mahlzeiten als auch hausgemachte Kost.“ (Person 30)

„Zu meiner Zeit im Iran gab es keine Schnellgerichte wie Pizza und Schnitzel, aber dafür Sandwiches haben wir gegessen. In Deutschland essen wir sowohl vorgefertigte Speisen als auch hausgemachte Kost. Das Fastfood essen wir wegen der Kinder. Wenn es um uns geht, essen wir nur persische Gerichte.“ (Person 60)

„Während der Woche esse ich vorgefertigte Gerichte und Fastfood. Am Wochenende essen wir warme und frische Speisen.“ (Person 15)

„Im Iran habe ich jeden Tag frische Hausmannskost gegessen und hier essen wir gemischt, hausgemacht und vorgefertigt.“ (Person 36)

---

**300** Vgl.: Marie-Luise Rahier, Untersuchung zur Stabilität von Ernährungsverhalten deutscher

„Während der Woche essen wir vorgefertigte Gerichte und am Wochenende Hausgemachtes, aber Dosengerichte und Fastfood essen wir nie.“ (Person 1)

*Frage 20: Zur Akzeptanz gegenüber der neuen Gesellschaft: Wie finden Sie das alltägliche Leben in der Bundesrepublik Deutschland, wenn Sie es mit Iran vergleichen? Empfinden Sie das alltägliche Leben in der Bundesrepublik Deutschland eher als hektisch, oder ist Ihr Lebensrhythmus, im Vergleich zu Ihrem Leben im Iran, eher gleich geblieben?*

27 der Befragten stellen fest, dass das Leben in Deutschland mehr oder weniger starken Stress und Hektik verursacht (40%). Fast genauso viele (29) geben an, dass sie das Leben in der Bundesrepublik Deutschland als angenehmer und als weniger stressig empfinden als im Iran. Neun (13%) sagen, dass es in beiden Ländern Stress und Hektik existiere, wenn auch jeweils anders geartet: Im Iran seien es in erster Linie Probleme bei der Güterversorgung und politische Umstände gewesen, die Stress verursacht hätten. In Deutschland seien es die Ferne von der Heimat, Planlosigkeit, Rassendiskriminierung (gemeint ist wohl generelle Ausländerfeindlichkeit) usw., die Hektik und Stress hervorrufen.

Zwei Personen gaben an, dass sie noch vor ihrer Auswanderung zu jung gewesen sei, um Vergleiche ziehen zu können, und eine Person, die Verhältnisse im Iran seien, solange sie noch dort gelebt habe, ihr mehr oder minder gleichgültig gewesen, so dass ihr gerade deswegen, unter veränderten Lebensbedingungen (nach der Heirat und der Auswanderung), die Bundesrepublik Deutschland besonders hektisch und unruhig erscheine.

Auch hier wieder einige charakteristische Einzelaussagen als Antworten auf Frage 20:

„In Deutschland fühle ich mich wohler und ruhiger. Das Arbeiten hier ist angenehmer, was die psychische Belastung anbelangt.“ (Person 61)

„Die deutsche Gesellschaft verursacht bei mir mehr Hektik und Unruhe. Im Iran war es ruhiger.“ (Person 63)

„Ich empfinde es in Deutschland ruhiger. Im Iran hatte ich mehr Hektik und Unruhe.“ (Person 56)

„In Deutschland erfahren wir mehr Freiheit und Komfort in unserem Leben und im Vergleich zu Leben und Arbeiten im Iran (bei den Eltern) finden wir es in Deutschland komfortabler.“ (Person 18)

„Die Probleme haben sich nicht verändert. Hier haben wir solche und im Iran andere Probleme gehabt, sie würden sich auf der Waage ausgleichen. Hier haben wir Rassenprobleme und im Iran hatten wir Probleme gesellschaftlicher Art. Die deutsche Gesellschaft verursacht in Bezug auf das Zusammenleben und die Integration mehr Hektik und Druck.“ (Person 9)

„Die Art der Probleme und der Hektik hat sich geändert. Im Iran hatten wir alltagsbezogene Sorgen, wie: Kinder, defizitäre Zustände bei vielen Gütern sowie die Regierung. In Deutschland haben wir eine vergleichbare Art von Hektik und Unruhe. Das betrifft nur andere Bereiche, wie: die Entfernung zur Heimat, Planlosigkeit usw.“ (Person 14)

„Die deutsche Gesellschaft verursacht bei mir Hektik und Unruhe. Im Iran fühlte ich mich besser.“ (Person 26)

*Frage 21: Zur sozialen Integration: Welche Rolle glauben Sie, spielen Ihre „alten“ Lebens- und Essgewohnheiten bei Ihrer Integration in der neuen Gesellschaft? Haben Sie bestimmte alte Ess- und Trinkgewohnheiten aufgegeben, weil sie dachten, Sie müssten sich auch auf diesem Gebiet Ihrer neuen Umgebung anpassen? Gab es für Sie in der Bundesrepublik Deutschland Momente, in denen Sie sich aufgrund Ihrer subjektiven Essgewohnheiten nicht wohl gefühlt haben?*

Nur vier Person geben unter den 68 Befragten an, sich hier fremd zu fühlen, auch in Bezug auf die Essgewohnheiten der Deutschen. Die Anderen betonen, mehr oder weniger mit den Deutschen und ihren Essgewohnheiten zu recht zu kommen, wie wohl sie sich manchmal über die Tischsitten der Deutschen beschweren (z.B.: „Während des Essens verhalten sich die Deutschen auf eine Art, die ich sehr schlecht finde. Sie putzen laut ihre Nase am Tisch“ oder „Etwas, was für mich beim gemeinsamen Essen mit Deutschen schwierig ist, betrifft das Besteck. Ich muss anstatt mit Löffel und Gabel mit Gabel und Messer essen.“) Aber im Großen und Ganzen und mit kleineren Abstrichen, die jedoch das Zusammenleben nicht wesentlich beeinträchtigen, scheinen die Befragten mit ihrem Leben in Deutschland zufrieden zu sein und mit ihrer deutschen Umgebung klar zu kommen. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass die überwiegende Mehrheit der Interviewten aus vergleichsweise privilegierten oder zumindest aus Mittelschicht-Verhältnissen stammt. Wobei allerdings gesagt werden muss, dass je länger Perserinnen und Perser in Deutschland leben, die soziale Situation und die Integration der Betroffenen umso besser wird, auch gemessen an subjektiven Einschätzungen.<sup>301</sup>

*Frage 22: Frage zu Genussmitteln: Nehmen Sie, seitdem Sie in der Bundesrepublik Deutschland leben, vermehrt Genussmittel zu sich, z.B. Alkohol oder Süßigkeiten, oder sind in dieser Beziehung Ihre Gewohnheiten gleich geblieben? Oder nehmen Sie eher weniger Genussmittel zu sich? Oder lehnen Sie z.B. Alkohol als Genussmittel grundsätzlich ab?*

40 Befragte (knapp 60%) geben an, dass sich ihr Konsum von Genussmitteln (vor allem Alkohol) kaum oder praktisch nicht geändert habe, seitdem sie in der Bundesrepublik Deutschland leben; acht (=12%) geben noch zusätzlich an, dass sich ihr Konsum an Süßigkeiten erhöht habe, während ihr Alkoholkonsum im wesentlichen gleich geblieben sei. Zwölf gestehen allerdings ein (18%), dass ihr Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland verglichen mit den Mengen im

---

**301** Vgl.: Morteza Ghaseminia, Iraner und Iranerinnen in Deutschland, a. a. O., S. 460 ff.



Iran „mehr“ oder sogar „viel mehr“ geworden sei. Elf (16%) trinken überhaupt keinen Alkohol oder sehr wenig; acht (12%) trinken lediglich bei Feierlichkeiten bzw. feierlichen Anlässen. Lediglich zwei sagen aus, dass ihr Alkoholkonsum in Deutschland, verglichen mit dem im Iran, sogar eher zurückgegangen sei. Auffällig ist hier einmal mehr, dass Verzicht auf Alkoholgenuss aus religiösen Gründen offenbar nur bei Bahá'í praktisch eine Rolle spielt, bei denjenigen, die sich zu den anderen Weltreligionen (ausgenommen Christentum, in dem der Alkoholkonsum nicht verboten ist) bekennen, sind kaum religiöse Gründe für Alkoholverzicht genannt worden. Dies kann dadurch bedingt sein, dass viele Menschen, die keinen Alkohol trinken bzw. trinken wollen, Angst davor haben, dass sie in eine bestimmte Kategorie eingeordnet und vom gesellschaftlichen Leben dadurch ausgeschlossen werden. Einer der Befragten bestätigt die letztere Behauptung mit seiner Aussage; ich trinke nur bei Feierlichkeiten, da alle trinken. Also kann man davon ausgehen, dass der „Gruppenzwang“ bzw. das Bedürfnis, ein integraler Bestandteil des aktuellen und zeitbezogenen sozialen Umfeldes zu sein, in Einzelfällen das Hauptmotiv zur Verleugnung subjektiven Wohlbefindens darstellt. Wer nicht trinken will, trinkt einfach, weil die Gesellschaft sonst kein Verständnis dafür hätte!

Hier noch einige charakteristische Einzelaussagen:

„Mein Konsum an alkoholischen Getränken ist gleich geblieben, aber ich verzehre in Deutschland viel mehr Süßigkeiten als im Iran.“ (Person 1)

„So lange ich im Iran lebte, habe ich überhaupt keinen Alkohol getrunken. Dies war aber nicht religiös bedingt. Seit ich in Deutschland lebe, trinke ich Alkohol.“ (Person 12)

„Ich trinke überhaupt keine alkoholischen Getränke, habe auch im Iran keinen getrunken. Jedoch ist mein Konsum an Schokolade und Gebäck gestiegen.“ (Person 15)

„Es hat sich nicht verändert. Alkohol trinke ich nur bei Feierlichkeiten und in der Runde, um auf dieser mitgemacht zu haben. Im Iran habe ich keinen Alkohol getrunken, da ich sehr jung war.“ (Person 18)

„Es hat sich nicht geändert. Alkohol habe ich im Iran manchmal getrunken und trinke auch in Deutschland gelegentlich (sehr wenig).“ (Person 33)

„Seit ich in Deutschland lebe, konsumiere ich viel mehr alkoholische Getränke als vorher. Mein Konsum an Süßigkeiten ist jedoch gleich geblieben.“ (Person 67)

*Frage 23: Zu den subjektiven Erwartungen: Fühlen Sie sich hier (d.h. in der Bundesrepublik Deutschland) integriert? (Schätzen Sie selbst Ihren Integrationsgrad auf einer Skala von 0 bis 10 ein: 10 total integriert – 0 überhaupt nicht.) Wenn eher nein, haben Sie negative Erfahrungen mit Deutschen gemacht; Im Alltag oder eher mit staatlichen Behörden? Welche Maßnahmen müssten Ihrer Meinung nach in der deutschen Gesellschaft ergriffen werden, damit Sie sich hier integriert fühlen und wer müsste den ersten Schritt einleiten? Sie oder die anderen (d.h. die Deutschen)? Warum?*

Der „Durschnittsintegrationswert“ beträgt 6, also eher ein „mittelprächtiges Resultat“ ( 8 x 10, 2 x 9, 4 x 8, 10 x 7, 10 x 6, 30 x 5, 3 x 4, 1 x 3). Oder in Prozentzahlen:

Selbsteinschätzungen der Integration nach Anzahl der Befragten:

Note	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1	0
	11	3	6	15	15	44	4	2	0	0	0

Auffällig wurde hier, dass sich alle Befragten in einem bestimmten Maß als „integriert“ betrachten. Keiner gab an, in der deutschen Gesellschaft nicht integriert zu sein. Die niedrigste Zahl, die vergeben wurde, war 3 und die meisten haben, wie es häufig bei Befragungen vorliegt, sich für den mittleren Bereich der Bewertungsskala entschieden (etwa 2/3 für die Zahlen 5 bis 7).

40 Befragte geben an (58%), dass sie selber persönlich noch keine oder selten negative Erfahrungen mit Deutschen gemacht hätten. 20 (30%) sagen hingegen, dass sie schon schlechte Erfahrungen mit Deutschen hatten: Gründe dafür waren Ärger mit Behörden, am Arbeitsplatz oder vereinzelt die Aussage: mit Ostdeutschen („DDRlern“). Acht Befragte (12%) machten keine direkten Angaben über ihre persönlichen Erfahrungen mit Deutschen, sondern wichen auf allgemeine Formulierungen aus („Integration in Deutschland ist sehr schwer und nicht einfach“ – „Wenn etwas verbessert werden muss, dann müssen wir den ersten Schritt machen.“).

Auf die Frage, wer den ersten Schritt tun solle, um ein besseres Verständnis zwischen hier lebenden IranerInnen und Deutschen zu erreichen, war das Votum ziemlich eindeutig: 35 zu 10. 35 der Befragten (etwa die Hälfte) waren der Meinung, die Deutschen sollten den ersten Schritt tun; hingegen nur zehn (oder jeder Siebte), dass die MigrantInnen auf die Deutschen zugehen sollten. Der Rest der Befragten, nämlich 23 Personen (1/3 aller Befragten) waren der Überzeugung, dass sowohl Deutsche als auch die MigrantInnen aufeinander zugehen sollten, Akzeptanz und Wertschätzung also gleichsam eine „Angelegenheit auf Gegenseitigkeit“ sei.

Insgesamt sind die Äußerungen der interviewten iranischen MigrantInnen, die ja immerhin in ihrer Mehrheit schon ihrerseits deutsche Staatsbürger sind<sup>302</sup> oder deren Aufenthaltsstatus gefestigt scheint, über den „Nationalcharakter“ der Deutschen bei näheren Hinsehen wenig schmeichelhaft; dies ist umso erstaunlicher, da immerhin 40 von 68 Befragten laut eigenen Angaben noch keine direkten negativen Erfahrungen mit Deutschen gemacht haben wollen.

Hier eine Auswahl einiger der Äußerungen über „die Deutschen“:

---

302     Siehe Frage 9.

- Die Deutschen sind überhaupt nicht anpassungsfähig, sie versuchen es nicht einmal, einen einzigen Schritt entgegenzukommen. Mit Ihrem Stolz, den sie besitzen, glauben sie, dass wir AusländerInnen uns nach ihrer Vorstellung verhalten müssen.
- Die Deutschen sollten aber auch hinter dem Schutzschild ihres Deutsch-Seins rauskommen und die ausländischen Gesellschaften kennenlernen. Die meisten von Ihnen haben gar keine Kenntnisse über den nicht-deutschen Teil dieser Gesellschaft.
- Wir haben immer versucht, mit den Deutschen gut zusammenzuleben. Sie sind aber diejenigen, die versuchen sollten, etwas flexibler zu sein.
- Die Deutschen sind sehr dominant und haben viel Stolz. Sie sind weniger gesellig. Ich bin überzeugt, dass sie deshalb die Bildung einer Freundschaft beeinträchtigen. Wenn die Deutschen mehr Wert auf Freundschaft legen würden, hätten sie eine bessere Gesellschaft.
- Die Deutschen sollten ihren Egoismus mindern und die AusländerInnen auch als gleichberechtigte Menschen anerkennen. Ihr aggressives und trockenes Verhalten ist auf ihre familiären Defizite zurückzuführen.
- Ich denke, dass die Deutschen gute Menschen sind. Ihr einziger Fehler ist, dass sie die Menschen aus der dritten Welt ignorieren.
- Die Ostdeutschen sind ja die allerschlimmsten. Die hatten uns gerade gefehlt. Über 40 Jahre Unterdrückung unter Sozialismus wollen sie nun an uns auslassen.
- Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich jemals mit Deutschen eine Freundschaft aufbauen kann. Sie sind einfach fremdenfeindlich und daran werden sie nichts ändern.
- Die Deutschen sind nach wie vor im Stillen ausländerfeindlich. Sogar bei meinem besten Freund habe ich das Gefühl, dass es ihm nicht recht ist, dass wir in Deutschland leben.

- Die Deutschen sollten an ihrem materialistischer Denkweise und ihrem emotionslosen Verhalten etwas verbessern.
- In Bezug auf Bekanntschaften und herzlicher Freundschaftspflege müssen sie mehr an sich arbeiten. Bei Freundschaften sollten weniger gehemmt sein. Unter den Deutschen gibt es welche, die eine einseitige Beziehung pflegen. Wenn sie eingeladen sind, kommen sie immer, tun aber nichts dafür, uns einzuladen.

Die Botschaft, die aus solchen Äußerungen spricht, ist ziemlich eindeutig: Die Deutschen sind nach dem Empfinden der MigrantInnen teilweise überheblich, ignorant und arrogant („Schutzschild ihres Deutsch-Seins“), können auf andere (Kulturen) schlecht zugehen, sind bei interethnischen Freundschaften eher gehemmt oder „pflegen einseitige Beziehungen“: Sie lassen sich einladen, laden aber nicht selber ein. Das alles könnte man, schlagwortartig, unter dem Vorwurf zusammenfassen (auch wenn der Begriff hier nicht fällt), dass viele der iranischen MigrantInnen in Deutschland die Deutschen als „*kuturchauvinistisch*“ empfinden.

Aus den Antworten der Befragten zu dieser Frage wird außerdem ersichtlich, dass sie mit einer Mehrzahl das Gefühl haben: Die Deutschen tun zu wenig. Auf die Frage, wer den ersten Schritt einleiten soll, weist, wie eingangs erwähnt, die Hälfte auf die Deutschen hin.

Nun muss ich als Beobachter an dieser Stelle der Frage nachgehen, warum diese Menschen derartige Behauptungen äußern? Liegt es vielleicht an der Tatsache, dass die Gesellschaft einfach nicht ausreichend Maßnahmen zur Integration von ehemals „Fremden“ einleitet?

Viele Autoren fordern heute die Diskussion über Multikulturalismus und sehen der Tatsache entgegen, dass Deutschland bei sieben Millionen ausländischer Mitbürger als Einwanderungsland bezeichnet werden kann, wenn auch die gültige

Terminologie der deutschen Sozialpolitik diesen Begriff „Einwanderungsland“ noch von sich weist! Einer der eingebürgerten Interviewpartner wies darauf hin, dass in Deutschland immer über Ausländerpolitik debattiert wird. Er fügte hinzu: „Wir sind doch in unserem Status keine AusländerInnen mehr, höchstens Fremde, Einwanderer oder andersdenkende. Fest steht für mich, dass ich als deutscher Staatsbürger – zumindest der Definition und der Begrifflichkeit nach kein AusländerIn mehr sein kann“.

## 6. Schlussfolgerungen und Ausblick

In Anlehnung an das und in leichter Abwandlung des schon erwähnten *Sonnenmodells*<sup>303</sup> bzw. im Sinne einer ganzheitlich-ökologischen Sichtweise von Nahrungsaufnahme und Ernährungsverhalten können folgende Dimensionen der menschlichen Ernährung unterschieden werden:

### Dimension: Gesellschaft

- Schicht/Klasse/Bezugsgruppe (Bekannte)
- Familie (Größe, Zusammensetzung)
- Gesellschaft (Kommunikation, Medien, Normen, Einstellungen, Rezepte etc.)
- Kultur (Tradition, Wissen, Erfahrung, Erziehung, Tisch- und Esssitten)
- Schule (Ernährungsprogramme und –beratung, Ernährungswissen)
- Religion (Vorschriften, Tabus)
- Technologie (Ernährungsindustrie, technische Ausstattung der Küche)
- Nahrungsmittelangebot (Einkaufsmöglichkeiten, Anbau, Vermarktung, Preis etc.)
- Beruf/Soziale Position (Arbeitsplatz, Freizeit, körperliche Aktivitäten, Einkommen)

### Dimension: Verbrauch

- Organischer Status (Rasse, Alter, Geschlecht, Gewicht, Körperbau usw.)
- Physiologische Zustände (Hunger, Durst, Sättigungsgefühl, Aversionen/Präferenzen)
- Genetische Faktoren, Persönlichkeitsmerkmale, Selbstkonzept

- Psychophysische Zustände (Gesundheit/Krankheiten, Müdigkeit, Spannung, Stress, Stimmungslage, Laune)

### **Dimension: Abiotische Umwelt**

- Umwelt/Ereignisse (Klima, Wetter, Umweltbelastungen)
- Geographische und soziale Herkunft (Migration, spezielle Bedingungen des Aufenthaltsortes/des Herkunfts- bzw. Aufnahmelandes, Zeit/Ort der Mahlzeiten, Selbst-/Fremdzubereitung, Gastronomie, Kantine, Speiseplan usf.)

Der multifaktoriellen Komplexität des Sonnenmodells, in dem sämtliche aufgezählten Faktoren ihren je spezifischen Beitrag zur Nahrungswahl leisten, konnte die vorliegende Arbeit selbstredend „komplexitätsreduzierend“ nur zum Teil gerecht werden; einer noch ausführlicheren Darstellung bzw. einer noch weit ausshörenderen empirischen Umfrageforschung sind hier gleichsam „natürliche“ Riegel vorgeschoben. Deshalb konzentrierte sich diese Arbeit vor allem auf *soziale* und *psychologische* Aspekte der Nahrungsthematik anhand des Beispiels iranischer MigrantInnen in Hessen. Darüber hinaus spielte das, was im Sonnenmodell „Selbstkonzept“ genannt wird, eine herausragende Rolle und zwar vor allem in dem Sinne, wie sich MigrantInnen sich und ihre Umwelt „zurecht legen“ und darauf mit spezifischen (Nahrungs-) Verhaltensweisen antworten.

Jeder Mensch findet in seiner natürlichen wie in seiner sozialen Umwelt (Rahmen-) Bedingungen, objektive Realitäten vor, die er nicht selbst geschaffen hat und mit denen er sich erst mal auseinander zu setzen hat. Erst in einem zweiten Schritt „lädt“ er seine Umgebungsdaten mit Bedeutung „auf“ und reagiert darauf, je nach Vorerfahrungen und –wissen, subjektiver Disposition, individuellen Fähigkeiten und Kompetenzen usw. Das Handeln des Menschen ist immer *intentio-*



*nal* in dem Sinne, dass es objektbezogen und sinnvoll ist<sup>304</sup>; dies gilt auch für scheinbar „sinnloses“ Verhalten, denn diese Handlungen sind nach äußerem Anschein nur für *die Anderen bzw. die Beobachter* sinnlos, nicht aber für den Handelnden selbst (wenn also z.B. ein Mensch, der in einer schizophrenen Psychose sich befindet, glaubt, Stimmen zu hören, so ist das für ihn durchaus sinnvoll, für den ihn behandelnden Psychiater dagegen „abnormes“ Verhalten usw.). Im Sinne des Symbolischen Interaktionismus<sup>305</sup> kann in Bezug auf soziales wie individuelles Handeln ferner zwischen *sozialer und personaler Identität* differenziert werden; Friedrich Heckmann erläutert, was damit gemeint ist:

„Die Anforderungen können nach der Seite der aktuellen Rollenerwartungen (soziale Identität) wie nach der Seite der Lebensgeschichte der Person (personale Identität) differenziert werden. Im Hinblick auf ihre soziale Identität besteht für die Person die Anforderung, mit Erwartungen aus unterschiedlichen Rollen und Handlungsbereichen umzugehen, die koordiniert und integriert werden müssen: sie muss in der Lage sein, sich von bestimmten Rollenanforderungen nicht zu sehr *vereinnahmen* (zu) lassen, um nicht in anderen Handlungsbereichen die Handlungsfähigkeit zu verlieren. In Hinblick auf ihre personale

---

dieser Arbeit.

**304** Vgl.: Berger/Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, a. a. O., S. 23.

Vgl. auch: Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, 5. Auflage, Frankfurt/Main 1991, S. 11 ff.

Schütz unterscheidet ferner zwischen „subjektiv vermeintem Sinn“, den das Individuum scheinbar nur für sich selbst „erzeugt“, und einem *intersubjektiven* Sinn, der durch sozialen Austausch und Kommunikation entsteht. Diese Unterschiede entstehen darüber hinaus auch durch Reflexionsprozesse, wo das Ich seine spontanen und für „selbstverständlich“ gehaltenen Sinnproduktionen hinterfragt und *den Blick des Anderen* einnimmt, d.h. sich selbst gleichsam „mit fremden Augen sieht“: Die „Automatismen“ geraten sozusagen ins Stocken und werden erst durch diesen reflexiven Akt bewusst. Spontane und reflexiv-intersubjektive Sinnproduktionen sind jedoch keine Gegensätze, sondern sind gleichsam als die zweiten Enden eines Kontinuums aufzufassen (vgl. ebd., S. 42 ff.)

**305** Vgl. hierzu: Tamotsu Shibutani, Reference Groups and Social Control, in: Arnold Rose (hrsg.), Human Behavior and Social Processes, Boston 1962, S. 128 ff.

Vgl. auch: Berger/Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion..., a. a. O., S. 18 f. und S. 18 f., FN 25.

Identität muss die Person gegenüber *den anderen* wie sich selbst im Wandel des Lebenslaufs Kontinuität und Konsistenz zeigen: Das kann die *Einzigartigkeit* der Person sicher, droht aber zugleich, die Person von ihren Mitmenschen zu isolieren und in ihrer Interaktionsfähigkeit zu behindern; auch in zeitlich-biographischer Sicht gilt es daher, eine *Balance* zu finden, eine Balance zwischen der Individualität der Person und der (notwendigen) Anpassungsbereitschaft. Ich-Identität kann also sowohl auf der Ebene der personalen wie der sozialen Identität als Balance angesehen werden, eine Leistung, die Fähigkeiten zur Rollendistanz wie zur *Rollenproduktion*, Ambiguitätstoleranz und *soziale Intelligenz* einschließt.<sup>306</sup>

Die Fähigkeit, eine Balance zwischen diesen diversen Anforderungen und Identitätsausgestaltungen (sozialen und personalen) herzustellen und die eigene Lebensgeschichte im Sinne von Ambiguitätstoleranz und „sozialer Intelligenz“ angemessen zwischen widersprüchlichen Spannungsfeldern auszutarieren, wird in besonderem Maße von MigrantInnen abverlangt, die sich in ihr Aufnahmeland integrieren und *gleichzeitig* ihre Herkunft nicht verleugnen sollten. Dies gelingt – je nach aktivierbaren gruppenbezogenen wie persönlichen Ressourcen und erreichtem sozialem Status – mehr oder weniger gut, und dieses „Mehr-oder-weniger-Gelingen“ einer menschenwürdigen Existenz in der „neuen Heimat“ findet selbstredend auch seinen Niederschlag in den individuellen wie kollektiven Ernährungsgewohnheiten der MigrantInnen.

Die Auswertung der hier vorgenommenen „*Gespräche*“ zeigt ein Beispiel auf, bei dem die Integration der interviewten iranischen MigrantInnen zumindest halbwegs *gelingen* scheint. Dazu waren jedoch Rahmenbedingungen bzw. Voraussetzungen vonnöten, die stichwortartig wie folgt zusammen gefasst werden können:

---

306 Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*, a. a. O., S. 197 f.

1. Die überwiegende Mehrheit der interviewten iranischen MigrantInnen hat einen *gesicherten Aufenthaltsstatus*, 38 von 68 sind inzwischen sogar deutsche Staatsbürger.<sup>307</sup>
2. Die befragten MigrantInnen mussten in den meisten Fällen entweder keine oder lediglich „verschmerzbar“ Einbußen in ihrem sozialen Status nach der Einwanderung und Niederlassung im Aufnahmeland Deutschland hinnehmen, was sowohl hinsichtlich ihrer sozialen Identität, aber auch hinsichtlich ihres persönlichen *Selbstwertgefühls* in jeder Hinsicht günstige Auswirkungen hatte; freilich soll dabei nicht unterschlagen werden, dass die Befragten damit einer eher kleinen, privilegierten Minderheit angehören.<sup>308</sup>
3. Die Befragten verfügten überwiegend über eine relativ hohe Bildung oder waren in qualifizierten oder sogar hochqualifizierten Berufen ausgebildet worden, teils im Iran, teils in Deutschland – auch keine Selbstverständlichkeit.<sup>309</sup>
4. Die Befragten beurteilten in ihrer Mehrheit einerseits die Integrations*wil-  
ligkeit* der Deutschen (d.h. ihre Akzeptanz von AusländerInnen) eher „mittelprächtig“ und ihre eigene Integriertheit in die bundesdeutsche Gesellschaft als verbesserungsbedürftig – es gab da eine gewisse Diskrepanz zwischen ihrer relativ guten sozialen Situation und ihrer *Wahrnehmung* der Lage. Diese „kognitive Dissonanz“ erklärten sie meistens damit, dass

---

**307** Vgl. zu diesem wichtigen Punkt auch: Elçin Kürşat-Ahlers, Die Bedeutung der staatsbürger-schaftlich-rechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierungspolitik für Integrationsprozesse, in: Mehrländer/Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, a. a. O., S. 117-142.

Vgl. auch: R. Nickel, Gleichheit und Differenz in der vielfältigen Republik, Baden-Baden 1999.

**308** Vgl.: Hans Dietrich von Loeffelholz, Wirtschaftliche Auswirkungen von Zuwanderung – Kosten der Nicht-Integration von Migranten, in: Einwanderungsland Deutschland, a. a. O., S. 92-116.

Vgl. auch: ders., Der Beitrag der Ausländer zum wirtschaftlichen Wohlstand in der Bundesrepublik Deutschland., in: Eichholz-Brief – Zeitschrift zur Politischen Bildung, 29, 1992, S. 60-75.

**309** Vgl.: Dietrich Thränhardt, Einwanderungsland Deutschland – von der Tabuisierung zur Realität, in: Einwanderungsland Deutschland, a. a. O., S. 41-63.

Vgl. auch: Fotini Maniati, „Du kommst hier nicht raus“ – Jugendliche Migranten am Ende ihres Schullebens. Beispiel Berlin-Wedding, in: Freitag 28 vom 5. 7. 2002, S. 5.

die *Deutschen* es seien, die auf die MigrantInnen zugehen sollten, sie hätten ihren Beitrag mehr oder weniger schon geleistet.

5. Diese „Halbe-halbe“- oder „Mehr-oder-weniger“-Situation, was die Einschätzung ihrer sozialen Integration anbetraf, spiegelte sich auch in ihren Ernährungsgewohnheiten zumindest teilweise wider. Genuin deutschen Speisen gegenüber behielten einige Befragte eine gewisse Reserviertheit, wofür sie aber meistens „ästhetische“ Gründe angaben (schlechtes Aussehen – schlechter Geruch usw.). Der „internationalen“ Küche gegenüber gab sich die Mehrheit aufgeschlossen, was jedoch konkret bedeutete, dass die Meisten bei einem Restaurantbesuch fast ausschließlich ausländische und auch für sie teilweise „exotische“ Gastronomie bevorzugten.
6. Fastfood gegenüber blieben die meisten auf Distanz, wenn sie auch teilweise wegen der Kinder Kompromisse eingingen (Besuch bei McDonald's o.ä.). Die Schnellgerichte (Pizza, Schnitzel usw.) hingegen hatten schon teilweise in ihrer privaten Küche Einzug gehalten, was überwiegend Zeitmangel (etwa aus beruflichen Gründen) als wesentliche Ursache hatte,
7. Religion und religiöse Speisetabus spielten bei der Mehrheit der Muslime eine erstaunlich kleine Rolle, auch was z.B. den Alkoholkonsum anging (immerhin waren über 80% muslimischen Glaubens). Diese Distanz zur Religion mag auch mit dem relativ hohen sozialen Status der meisten Befragten schon im Iran zusammenhängen; aber das ist eine Vermutung, die sich aus der Befragung selbst nicht herauslesen lässt.<sup>310</sup>

---

**310** Vgl. hierzu grundsätzlich: Sadik J. Al-Azm, Unbehagen in der Moderne – Aufklärung im Islam, Frankfurt/Main, Juli 1993, S. 77 ff. (Fischer; ZeitSchriften).

Vgl. auch: Adel Th. Khoury, Zur heutigen Renaissance des Islams, in: M. Fitzgerald/A. Th. Khoury/W. Wanzura (hrsg.), Renaissance des Islams – Weg zur Begegnung oder zur Konfrontation?, Graz/Wien/Köln 1980, S. 12-34 (Styria; Islam und westliche Welt, Bd. 4).

## 7. Zusammenfassung

Diese Befragung hat sich mit der Lebenswelt<sup>311</sup> von IranerInnen befasst, die seit längerer Zeit in der Bundesrepublik Deutschland und in ihrer überwiegenden Mehrzahl – dem ersten Anschein nach – als „integriert“ bezeichnet werden können: 38 von 68 Befragten (über 50%) haben sogar die deutsche Staatsbürgerschaft inzwischen inne, der Rest hat einen mehr oder minder gesicherten dauerhaften

---

**311** Zum Begriff der *Lebenswelt* vgl. auch noch folgende Definitionen von Hartmut Esser, der dies im engen Zusammenhang mit dem Begriff der *Integration* sieht, genauer: der *Sozialintegration*. Zunächst wendet sich Esser der Definition der „Integration“ zu: „Unter Integration wird – ganz allgemein – der *Zusammenhalt* von Teilen in einem >systematischen< Ganzen verstanden, gleichzeitig zunächst worauf dieser Zusammenhalt beruht. Die Teile müssen ein nicht wegzudenkender, ein, wie man auch sagen könnte, >integraler< Bestandteil des Ganzen sein... Die Integration eines Systems ist somit über die Existenz von bestimmten *Relationen* der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen den Einheiten und der Abgrenzung zur jeweiligen Umwelt definiert durch ihre *Interdependenzen*... Kurz: Bei Integration haben das Verhalten und die Zustände der Teile Auswirkungen auf das System insgesamt und auf die es tragenden Teile.“ Hartmut Esser, *Integration und das Problem der „multikulturellen Gesellschaft“*, a. a. O., S. 65. Hervorhebungen im Original.

Dann differenziert Esser zwischen System- und Sozialintegration, wobei vor allem die Sozialintegration hier von Relevanz ist: „Die Systemintegration bezieht sich auf die Integration eines *Systems* einer Gesellschaft als Ganzheit, die Sozialintegration dagegen auf die Integration der *Akteure* (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) >in< das System hinein. Die Systemintegration ist damit, ganz allgemein gesagt, dann jene Form des Zusammenhalts der Teile eines sozialen Systems, die sich *unabhängig* von den speziellen Motiven und Beziehungen der individuellen Akteure und oft genug sogar auch *gegen* ihre Absichten und Interessen ergibt und durchsetzt, während die soziale Integration unmittelbar mit den Motiven, Orientierungen, Absichten und – insbesondere – den Beziehungen der Akteure zu tun hat. Für die Beurteilung interethnischer Beziehungen müssen die beiden Aspekte der System- und der Sozialintegration deutlich unterschieden werden. Das hat vor allem mit der ... möglichen Unabhängigkeit von System- und Sozialintegration zu tun. Es kann – theoretisch – eine hohe Systemintegration einer Aufnahmegesellschaft auch dann geben, wenn die fremdethnischen Gruppen und Akteure ihre Eigenheiten bewahren und damit sozial nur gering in die Aufnahmegesellschaft integriert sind. Und auch das Umgekehrte gilt: Selbst bei einer hohen Sozialintegration, gemessen etwa am Ausmaß interethnischer Nachbarschaften und Heiraten, kann es zur Des-Integration des ganzen gesellschaftlichen Systems kommen, wie etwa das Beispiel Jugoslawiens nachhaltig gezeigt hat. Kurz: Die Systemintegration einer Gesellschaft und die Sozialintegration sind logisch und – in gewissen Grenzen wenigstens – empirisch und kausal *unabhängig* voneinander.“ (S. 66 f., Hervorhebungen im Original).

Da – laut dem „Lebensweltphilosophen“ Alfred Schütz – die integrierenden Elemente der konkreten soziokulturellen Lebenswelt aus „Typisierungen im Alltagsdenken“ bestehen (vgl.: Alfred Schütz, *Collected Papers*, Bd. 1, Den Haag 1962, S. 149), findet die Sozialintegration im Handeln der Akteure durch die Art und Weise statt, *wie sie ihre Alltagswelt symbolisch codieren* und mit Bedeutungen aufladen, die ihrerseits wiederum Rückwirkungen auf ihre Handlungsstrategien haben – das „autopoetische“ (Luhmann) System der Lebenswelt. Vgl. hierzu auch: Berger/Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, a. a. O., S. 21 ff.

Aufenthaltsstatus, so dass sich die Befragten im Großen und Ganzen um ihre Zukunft in Deutschland keine Sorgen mehr machen müssen.

Die überwiegende Mehrheit der Befragten verfügen über eine überdurchschnittliche Schul-, Hochschul- und Berufsausbildung, die teilweise im Iran, teilweise in der Bundesrepublik Deutschland absolviert wurden und noch werden; der soziale Status im Iran war vergleichsweise hoch, aber auch in der Bundesrepublik Deutschland gehören die meisten, schaut man sich die ausgeübten Berufe und die Einkommenssituation an, zumindest der Mittelschicht an. Jedenfalls sind Einbußen im sozialen Status nach der Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland kaum zu verzeichnen bzw. halten sich in erträglichen Grenzen.

Über 3/4 der Befragten verfügen über sehr gute bis mittlere Sprachkenntnisse im Deutschen, so dass auch auf diesem Gebiet von einem hohen Stand an sozialer Integriertheit gesprochen werden kann.

Etwa 85% der Befragten bekennen sich zum muslimischen Glauben, der Rest verteilt sich auf andere Glaubensgemeinschaften bzw. macht keine Angabe.

Viele bevorzugen persisches Essen auch in Deutschland, etwa die Hälfte isst auch deutsche oder „internationale“ Gerichte. Das Essverhalten unterscheidet sich nicht sehr vom durchschnittlichen Essverhalten der Deutschen, die meisten nehmen zwei oder drei Hauptmahlzeiten zu sich, 2/3 außerdem außer den Hauptmahlzeiten noch kleinere Zwischenmahlzeiten, zumeist in Form von Obst, Gebäck oder Schokolade.

Eine weitere Erkenntnis der Befragung ist, dass die meisten Befragten mit muslimischem Glauben angaben, dass die Religion keinerlei Auswirkungen auf ihr Essverhalten zeige; lediglich eine kleine Minderheit lässt durchblicken, dass sie sich

sich an muslimische Essensvorschriften halten (kein Schweinefleisch). Hingegen geben alle Befragten mit Bahá'í-Glauben, dass sie aufgrund ihrer religiösen Überzeugung keinen Alkohol konsumieren.

Ca. 3/4 der Befragten stimmen der Aussage zu: „Es gibt nichts, was wir im Iran gegessen hätten und in Deutschland nicht essen können.“ Das Ernährungsverhalten ist stark von persönlich gefärbten Abneigungen und Vorlieben abhängig; was jedoch auffällt, ist, dass die Befragten bestimmte Vorbehalte gegen dunkle Wurstsorten haben (vor allem Blutwurst), was dem Anschein nach vorwiegend „ästhetische“ Gründe zu haben vermuten lässt (schlechtes Aussehen bzw. Geruch). In der Tat führte keiner der Befragten die ablehnende Haltung bei Blutwurst auf das Verbot von Blutkonsum in Islam.

Die überwiegende Mehrheit der Befragten hat *keine* sehr strenge religiöse Sozialisation genossen, was eine gewisse „Flexibilität“ bei der Zusammenstellung des täglichen Speisezettels zur Folge hat. Jedoch lässt sich, wie am Beispiel der Blutwurst, im Laufe der Interviews feststellen, dass der indirekte Einfluss islamischer Gesetze auf die Sozialisation heute noch das gesellschaftliche Verhalten mitbestimmt. Aber immerhin geben mehr als 88% an, mit persischen Gerichten aufgewachsen zu sein, nur zwei Personen mochten die regionale Küche „nicht besonders“.

Knapp 59% sind teils Genuss-, teils „pragmatische“ Esser, um satt zu werden; dies hängt von den Umständen ab, ob z.B. Arbeits- oder Freizeit ist, ob genug Zeit zum Kochen und Genießen vorhanden ist usw. Jeder siebte Befragte ist entweder Genießer oder „pragmatische“ Sich-satt-Esser.

Über 80% kennen „angeblich“ die deutsche Küche, aber nicht wenige haben ein eher „durchwachsendes“ Verhältnis zu dieser. Kennen gelernt haben die Meisten

die deutsche Küche am Arbeitsplatz, in der Gastronomie, bei deutschen Freunden und Bekannten oder weil sie mit einem deutschen Ehepartner verheiratet sind.

Fast alle besuchen Restaurants, es werden aber eindeutig ausländische bevorzugt, wie chinesische, italienische, persische, griechische oder indische usw. „McDonald’s-Fans“ sind eher unterrepräsentiert, was sich gewiss mit dem Durchschnittsalter der Befragten von über 46 Jahren erklären lässt.

Ausnahmslos alle kaufen überwiegend in deutschen Läden und Supermärkten ihre Lebensmittel und Getränke ein, in gewissen zeitlichen Abständen wird auch in türkischen oder persischen Läden eingekauft, jedoch zumeist das, was man in deutschen Läden und Supermärkten nicht bekommt.

28 Befragte (weniger als die Hälfte) geben an, dass sie, seitdem sie in Deutschland leben, vermehrt vorgefertigte Speisen zu sich nehmen, die man schnell zubereiten kann; jedoch sagen auch die meisten aus, dass sie trotz allem noch überwiegend Hausgemachtes oder Selbstgekochtes verspeisen. Konzessionen an die deutsche bzw. europäische Esskultur sind allerdings unvermeidlich, vor allem, wenn die Kinder Einfluss ausüben und vermehrt Schnellgerichte wie Pizza, Schnitzel usw. verlangen.

Die Frage, ob das Leben in der Bundesrepublik Deutschland oder im Iran stressiger und hektischer sei, wurde von ungefähr gleich vielen Befragten entweder mit „Iran“ oder mit „Deutschland“ beantwortet: hier liegt kein eindeutiges Votum vor.

Bis wenige Personen, die angaben, sich grundsätzlich in Deutschland fremd zu fühlen und auch mit den Essgewohnheiten der Deutschen nicht klar zu kommen, haben sich die anderen mehr oder minder mit den Essgewohnheiten in Deutsch-



land arrangiert. Mitunter wird sich über schlechte Tischmanieren der Deutschen beschwert.

Was den Konsum von Genussmitteln anbetrifft, so gibt mehr als die Hälfte (40 Befragte) an, dass sich dieser auch nach der Migration kaum oder gar nicht geändert habe, sowohl was Alkohol als auch Süßigkeiten betrifft. Jeweils etwa 17% sagen, dass ihr Alkoholkonsum in Deutschland entweder gestiegen sei oder dass sie im Gegenteil gar nicht tranken. Aber selbst bei denen, die nicht oder kaum Alkohol trinken, scheinen dafür eher gesundheitliche als religiöse Gründe eine Rolle zu spielen.

Der durchschnittliche Integrationswert (0 = keine Integration, 10 = totale Integration), den die interviewten iranischen MigrantInnen in Selbsteinschätzung abgeben konnten, liegt bei 6, ein eher „durchwachsener“ Wert. Immerhin sagen aber doppelt so viele (knapp 40 gegenüber 20) Befragte aus, dass sie selber persönlich noch nie oder kaum schlechte Erfahrungen mit Deutschen gemacht hätten, als das Gegenteil, dass sie schon Ärger mit deutschen Mitbürgern hatten. Auf die Frage, wer den ersten Schritt tun solle, sagten aber dreimal so viele, die Deutschen sollten auf die AusländerInnen zugehen, als das Gegenteil, dass die AusländerInnen auf die Deutschen eingehen sollten. Nur jeder Dritte meint, beide Parteien sollten ihren Beitrag zum besseren gegenseitigen Verständnis leisten.

Kritisiert wurde an den Deutschen grundsätzlich ihr Superioritätsgefühl, ihre Arroganz und Ignoranz AusländerInnen gegenüber, sowie eine gewisse kulturechauvinistische Einstellung, die es mitunter schwer mache, sich unbefangenen Deutschen zu nähern.

## Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. u. a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt und Neuwied, 9. Auflage 1979 (Sammlung Luchterhand).
- AGEV (Arbeitsgemeinschaft Ernährungsverhalten e. V.), Ernährungsverhalten: Definition und Determinanten (2001), URL: <http://www.agev-rosenheim.de/wissenswertes/einfuehrung.htm>.
- Aktuell '99 – Lexikon der Gegenwart, 15. Jahrgang, Dortmund 1998, Stichworte „Asylbewerber“ und „Ausländer“, S. 46 f. und S. 53 f. (Harenberg).
- Al-Azm, Sadik J.: Unbehagen in der Moderne – Aufklärung im Islam, Frankfurt/Main, Juli 1993 (Fischer; ZeitSchriften).
- Altvater, Elmar/Birgit Mahnkopf, Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, 2., korr. Auflage, Münster 1997 (Westfälisches Dampfboot).
- Antirassistische Initiative Berlin (Zusammenstellung): Bundesdeutsche Flüchtlingspolitik und ihre tödlichen Folgen, Dokumentation 1993 bis 2000, Berlin, Januar 2001.
- Arroyo, P./SEQ. De Arroyo/Gil Perez/A. Chavez: Correlation between family and infant food habits by scalogram analysis, in: Ecology of Food and Nutrition, 1, 1972, S. 127-130.
- Babcock, C. G.: Food and its Emotional Significance, in: Journal of the American Dietetic Association, Vol. 24, 1948, S. 390.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main 1986 (Suhrkamp).

Beckstein, Günther: Zwischen Hysterie und Utopie: Annäherung an die Leitkultur, in: ifa – Zeitschrift für Kulturaustausch 3/99 (1999), Online-Ausgabe:

URL: <http://www.ifa.de/z/99-3/dzbeck.htm>.

Berger, K.-U., Migration und Integration, Eine Einführung in das Wanderungsge-  
schehen und die Integration der Zugewanderten in Deutschland,  
Opladen 2000.

Berger, K.-U. (1997) Weltweite Migration. Hintergründe - Perspektiven für die  
Zukunft, in: Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesell-  
schaftspolitik, Opladen.

Berger, Peter L./Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirk-  
lichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/Main, 38.-  
40. Tsd., Februar 1996 (Sozialwissenschaft Fischer).

Biersch, P./W. Ferchhoff/F. Peters/G. Stüwe: Handlungsforschung und interakti-  
onstheoretische Sozialwissenschaft, in Neue Praxis, 2/1978, S. 114-  
128

Blaschke, Jochen: Migration : ein Bericht über den Forschungsstand unter beson-  
derer Berücksichtigung internationaler Publikationen zur Arbeits-  
migration seit 1991 / Jochen Blaschke. - Wiesbaden : BIB, Bundes-  
institut für Bevölkerungsforschung, 1997. (Materialien zur Bevöl-  
kerungswissenschaft: Sonderheft ; 28)

Bodenstedt, A. A.: Ernährung und Tradition.: Sozio-kulturelle Einflüsse auf das  
Ernährungsverhalten, in: Ernährungsumschau, 25, Heft 4, 1979, S.  
103-109.

Bodenstedt, A. A. u. a., Ernährungsbedürfnisse und Ernährungsverhalten. Ansätze  
zur Integration unterschiedlicher Aspekte in einem Modell. For-

schungsbericht, Gießen 1979.

Bodenstedt, A. A.: Ernährungsverhalten und Ernährungsberatung, in: H. D. Cremer (hrsg.), Handbuch der Landwirtschaft und Ernährung in den Entwicklungsländern, Band 2: Nahrung und Ernährung, 2. Auflage, Stuttgart 1983, S. 239-267.

Bodenstedt, A. A./Dommer, E./Stahr, K.: Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung, Gießen 1998

Boldt, Hans: Die Europäische Union. Geschichte, Struktur, Politik, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1995 (Meyers Forum 33).

Boos-Nünning, U.: Qualitative Interviews in der Ausländerforschung. Wissenschaftler, Interviews, ausländische Befragte. In: Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P.:

Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main 1974 (stw 107).

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1987 (Suhrkamp).

Bourdieu, Pierre u. a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, 2. Auflage, Konstanz 1998 (UVK, édition discours).

Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998 (Suhrkamp).

Brieger, Carsten: Globalisierte Wohnwelt. Ein Plädoyer für stadtorientierte Wohnungspolitik, Hamburg 2000 (IfdW).

Bundesinnenministerium, URL: <http://www.bundesregierung.de/inland/ministerien>, zit. n.: Aktuell '99, S. 53, Stichwort „Ausländer“.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (hrsg.), Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: LEISTUNGEN – BELASTUNGEN – HERAUSFORDERUNGEN, Sechster Familienbericht, Berlin 2000.

Bureau of Applied Social Research: Das qualitative Interview, in: König, R. (Hrsg.): Das Interview. Formen – Technik – Auswertung, Köln 1969, 7. Auflage, S. 143-160.

Chancen, (Gutachten im Auftrag der Enquete-Kommission Demokratischer Wandel des Deutschen Bundestages), Heidelberg.

Diamond, Jared: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt/M., August 1999 (Fischer).

Dickins, D.: Factors related to Food Preferences, in: Journal of Home Economics, Vol. 57, No. 6, 1965, S. 427.

Donath, Alfred: Schächten – Tierschutz und Religionsfreiheit. Für die Zulassung der rituellen Schlachtung von Tieren, in: NZZ Online (Neue Zürcher Zeitung), 12. 12. 2001, URL: <http://www.nzz.ch/2001/12/12/il/page-article7UH77.html>.

Edama, J.: Soziologische Betrachtungen über Ernährungsgewohnheiten, in: Ernährungsumschau 27, Heft 5, 1980, S. 149-153.

Edition Krisis (hrsg.): Rosemaries Babies. Die Demokratie und ihre Rechtsradikalen, Unkel 1993 (Horlemann).

Ernährungsbericht 1976 (o. O.).

Erol, Selver: Inhalte und Formen der Sozialberatung, in: Frankfurter AK Migration und psychische Gesundheit/Frankfurter AK Sozialberatung für Migranten/Amt für multikulturelle Angelegenheiten/Dezernat für Soziales, Jugend und Wohnungswesen/Dezernat Frauen und Gesundheit (hrsg.), Dokumentation: Anhörung zur psychosozialen Versorgung von Migrantinnen und Migranten am Mittwoch, den 26. Januar 1994 im Römer, Plenarsaal der Stadtverordnetenversammlung, Frankfurt/M., Juli 1994, S. 112.

Esser, Hartmut: Integration und ethnische Schichtung, Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 40, 2001 (im Internet abrufbar als pdf-Datei unter: URL: <http://www.mzes.uni-mannheim.de>).

Esser, Hartmut: Integration und das Problem der „multikulturellen Gesellschaft“, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland – Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001, S. 64-91 (Dietz).

Flick, U./Kardorff, E. von/Keupp, H./Rosenstiel, L. von/Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München 1991

Forschungsbericht: Erfassung und Deutung des menschlichen Ernährungsverhaltens - „Ernährungsmodell-Studie in Gießen“ (EMSIG), Gießen 1983 (Mitarbeiter: Dipl. Oec. Troph. H. Boeing, Dipl. Soz. A. Hendrichs, Dipl. Ing. Agr. U. Behrens; Leitung und Redaktion: Prof. Dr. A. A. Bodenstedt und Dr. U. Oltersdorf).

Friedrichs, J.: Methoden empirischer Sozialforschung, Opladen 1985, 13. Auflage

Fuchs, W.u. a. (hrsg.): Lexikon der Soziologie, Opladen 1973.

- Ghasemina, M.: Iraner und Iranerinnen in Deutschland. Migrationsgeschichte, Lebenssituation und Integrationsprobleme, Dissertation zur Erlangung des Doktors der Philosophie an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover, Hannover 1996.
- Heckhausen, Heinz: Motivation und Handeln, 2., völlig überarbeitete und ergänzte Auflage, Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/ Tokyo/Hong Kong 1989 (Springer).
- Heckmann, Friedrich: Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwanderminorität, Stuttgart 1981 (Klett-Cotta).
- Heckmann, F.: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation, Soziologie interethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992 (Ferdinand Enke).
- Heckmann, F. /V. Tomei: Einwanderungsgesellschaft Deutschland, o. O., 1999.
- Heitmeyer, W. u.a., Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland, Frankfurt 1997
- Hickel, Rudolf: Standort-Wahn und Euro-Angst. Die sieben Irrtümer der deutschen Wirtschaftspolitik, Reinbek b. Hamburg, Mai 1998 (rororo).
- Hirsch, Joachim: Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus, Berlin, Oktober 1995 (Edition ID-Archiv).
- Hoffmann-Nowotny, H.-J.: Rassistische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationserhebungen. In: R. Kurzrock (Hg.): Minderheiten. Berlin 1974.

- Hoffmann-Riem, C.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32/1980, S. 339-372
- Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P.: Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrantenforschung, Quorum, Berlin 1986
- Hopf, Ch.: Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie, 2/1978, S.97-115
- Hopf, Ch.: Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: Hopf, Ch./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1984, 2. Auflage, S. 11-37
- Greverus, Ina-Maria: Plädoyer für eine multikulturelle Gesellschaft, in: Volker Nitzschke (Hrsg.), Multikulturelle Gesellschaft – multikulturelle Erziehung?, Stuttgart 1982, S. 23-27 (J. B. Metzler; Brennpunkte der Bildungspolitik 10).
- Internetquelle: URL: <http://www.bva.bund.de/aufgaben/auslaenderintegration/index.htm>.
- Jarass, Hans. D./Pieroth, Bodo: Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, 6. Auflage, München 2002.
- Jenner, Gero: Das Ende des Kapitalismus – Triumph oder Kollaps eines Wirtschaftssystems?, Frankfurt am Main, Mai 1999 (Fischer).
- Katzenberger, Karin: Integration und kulturelle Identität aus Sicht des Verfassungsrechts – Gibt es ein Verfassungsrechtliches Integrationsgebot? (2001), URL: [http://www.irp.uni-trier.de/10\\_Katzenberger.pdf](http://www.irp.uni-trier.de/10_Katzenberger.pdf).



- Kaufmann, W.: Some psychosomatic aspects of food allergy, in: Psychosomatic Medicine, 16, 1954, S. 10-40.
- Kerber, H./Schmieder, A. (Hrsg.): Spezielle Soziologien, Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen, Reinbek bei Hamburg 1994 (Rowohlt).
- Khoury, Adel Th.: Zur heutigen Renaissance des Islams, in: M. Fitzgerald/A. Th. Khoury/W. Wanzura (hrsg.), Renaissance des Islams – Weg zur Begegnung oder zur Konfrontation?, Graz/Wien/Köln 1980, S. 12-34 (Styria; Islam und westliche Welt, Bd. 4).
- Klapp, S./A. Heyer/I.-U. Leonhäuser: Kindern auf den Teller geschaut – Ergebnisse zweier empirischer Studien in Gießen, in: aid Verbraucherdienst 42 (6), 1997, S. 147-148.
- Kohli, M.: „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: Soziale Welt, 1/1978, S. 1-24
- Koolwijk, J. v.: Die Befragungsmethode, in: J. v. Koolwijk /M. Wieken-Mayser, Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, Erhebungsmethoden: Die Befragung, München/Wien 1974, S. 9-23.
- Kreiser, Klaus: Kleines Türkei-Lexikon – Wissenswertes über Land und Leute, München 1991(Beck'sche Reihe).
- Kutsch, Thomas: Ernährungssoziologie, in: ders. (hrsg.), Ernährungsforschung – interdisziplinär, Darmstadt 1993, S. 98-135 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Küfner, Heinrich/Kraus, Ludwig: Epidemiologische und ökonomische Aspekte des Alkoholismus, in: Dtsch. Ärztebl. 2002, 99, A 936-945

(Heft 14), URL:  
<http://www.slsev.de/Publikation/Basisinfo/epidemalkohol.pdf>.

Kürşat-Ahlers, Elçin: Die Bedeutung der staatsbürgerschaftlich-rechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierungspolitik für Integrationsprozesse, in: Mehrländer/Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, S. 117-142.

Lajios, Konstantin: Die allgemeine Situation ausländischer Familien in der Bundesrepublik Deutschland, in: ders. (hrsg.), Die ausländische Familie. Ihre Situation und Zukunft in Deutschland, Opladen 1998, S. 13-23 (Leske & Budrich).

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Band 2: Methoden und Techniken, 3., korr. Auflage, Weinheim 1995 (Beltz; PsychologieVerlagsUnion).

Leonhäuser, I.-U.: Nutrition Behaviour as an Object of Research. An Overview of special Points of View, in: European Interdisciplinary Meeting „Current Research into Eating Practices Contributions of Social Sciences“, Potsdam, Oct. 1993, AGEV Publication Series, Vol. 10, Supplementum Ernährungsumschau 42, Beiheft, 1995, S. 139-141.

Leonhäuser, I.-U.: Ernährungskompetenz im Kontext einer Risiko- und Erlebnisgesellschaft, in: aid Special No. 3412, 1997, S. 8-13.

Leonhäuser, I.-U.: Soziokulturelle Auswirkungen auf das Verbraucherverhalten, in: Der Förderungsdienst – Fachzeitschrift für Agrarwirtschaft, Ernährung und Ökologie, Wien, Sonderbeilage zum Heft 4/1999, S. 8-14.

Lewin, K.: Forces behind food habits and methods of change, in: Bulletin of the national Research Council, 108, 1943.

- Lewin, K.: Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, in: D. Cartwrigth (hrsg.),  
Ausgewählte Schriften, Bern/Stuttgart 1963.
- Lichtenberg, Sigrid: Schulische und berufliche Situation der zweiten und dritten  
Ausländergeneration, in: Die ausländische Familie, S. 71-92.
- Lockwood, David: Social Integration and System Integration, in: George K. Zoll-  
schan/Walter Hirsch (hrsg.), Explorations in Social Change,  
London 1964.
- Loeffelholz, Hans Dietrich von: Der Beitrag der Ausländer zum wirtschaftlichen  
Wohlstand in der Bundesrepublik Deutschland., in: Eichholz-Brief  
– Zeitschrift zur Politischen Bildung, 29, 1992, S. 60-75.
- Loeffelholz, Hans Dietrich von: Wirtschaftliche Auswirkungen von Zuwanderung  
– Kosten der Nicht-Integration von Migranten, in: Einwanderungs-  
land Deutschland, S. 92-116.
- Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2. Bde., Frankfurt/M. 1998  
(stw 1360).
- Maniati, Fotini: „Du kommst hier nicht raus“ – Jugendliche Migranten am Ende  
ihres Schullebens. Beispiel Berlin-Wedding, in: Freitag 28 vom 5.  
7. 2002, S. 5.
- Mc Kenzie, J. C./P. Mümford, Food habits of West Indian immigrants, in: Pro-  
ceedings of the Nutrition Society, Vol. 23, 1964, S. XLII.
- Mc Kenzie, J. C.: Social and economic implications of minority food habits, in:  
Proceedings of the Nutrition Society, 26, 1967, S. 197.
- Mc Kenzie, J.: The impact of economic and social status on food choice, in: Pro-  
ceedings of the Nutrition Society, 33, 1974, S. 67-73.

Medizinforum im Internet, Anorexia Nervosa,

URL: <http://www.medizinfo.com/ernaehrung/anorexie.htm>.

Mehrländer, Ursula/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland:

Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001 (Dietz).

Meyer, Thomas: Politische Kultur und kultureller Pluralismus, 2002, URL:

[http://www.fes-online-](http://www.fes-online-akade-)

[akade-](http://www.fes-online-akade-)

[mie.de/download/pdf/MEYER\\_%20POLITISCHE%20KULTUR.P](http://www.fes-online-akade-mie.de/download/pdf/MEYER_%20POLITISCHE%20KULTUR.PDF)

[DF](http://www.fes-online-akade-mie.de/download/pdf/MEYER_%20POLITISCHE%20KULTUR.PDF). Überarbeiteter Auszug aus: Thomas Meyer/Reinhard Weil, Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation, Bonn 2002, S. 343-372 (J. H. W. Dietz Nachfolger).

Mühlfeld, C./Windolf, P./Lampert, N./Krüger, H.: Auswertungsprobleme offener Interviews, in: Soziale Welt, 3/1981, S. 325-352.

Mühlum, A.: Armutswanderung, Asyl- und Abwehrverhalten, Globale und nationale Dilemmata, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn 1993.

Müller, U.: Reflexive Soziologie und empirische Sozialforschung, Frankfurt/Main 1979.

Nickel, R.: Gleichheit und Differenz in der vielfältigen Republik, Baden-Baden 1999.

Nirumand, Bahman (hrsg.), Angst vor den Deutschen – Terror gegen Ausländer und der Zerfall des Rechtsstaates, Reinbek b. Hamburg, Januar 1992 (rororo).

Nitzschke, Volker (hrsg.): Multikulturelle Gesellschaft – multikulturelle Erziehung?, Stuttgart 1982 (J. B. Metzler; Brennpunkte der Bildungspolitik 10).

Nuscheler, F.: Internationale Migration, Flucht und Asyl, Grundwissen Politik, Bd. 14, Opladen 1995

Ostner, I.: Zur Vergleichbarkeit von Aussagen in lebensgeschichtlichen Interviews, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 7, München 1982, S. 61-75

Parsons, Talcott: Social Systems, in: International Encyclopedia of the Social Systems 15, 1968, S. 458-473.

„Positionspapier“ des Arbeitskreises „Migration und psychische“ Gesundheit“ zum Hearing über die psychosoziale Versorgung der MigrantInnen in Frankfurt, in: Frankfurter AK Migration und psychische Gesundheit/Frankfurter AK Sozialberatung für Migranten/Amt für multikulturelle Angelegenheiten/Dezernat für Soziales, Jugend und Wohnungswesen/Dezernat Frauen und Gesundheit (hrsg.), Dokumentation: Anhörung zur psychosozialen Versorgung von Migrantinnen und Migranten am Mittwoch, den 26. Januar 1994 im Römer, Plenarsaal der Stadtverordnetenversammlung, Frankfurt/M., Juli 1994, S. 29-40.

Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrantenforschung, Quorum, Berlin 1986.

Rahier, Marie-Luise: Untersuchungen zur Stabilität von Ernährungsverhalten deutscher Aussiedler aus Polen, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades im Fachbereich Ernährungswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1985.

Reihe Alternativkommentare, Kommentar zum Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland: Band 2, Art. 21-146, Darmstadt 1984.

Reinfeldt, Sebastian: Rassismus: Die unsichtbare Gewalt (Gespräch mit Etienne Balibar), 2. Auflage, Mainz 1991 (Podium Progressiv 1).

Rosen, R.: „...Muß kommen, aber nix von Herzen“. Zur Lebenssituation von Migrantinnen – unter besonderer Berücksichtigung von Biographien türkischer Frauen, Opladen 1986

Sassen, Saskia: Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?, Stuttgart/München 2000 (DVA).

Schnapper, Dominique: Six manières d'être européen, Paris 1990.

Schneiderheinze, Klaus: Zentrum für Türkeistudien (1997), Regionale Unterschiede der Wohnverhältnisse älterer Migranten in Deutschland, in: Deutsches Zentrum für Altersfragen (hrsg.), Wohnverhältnisse älterer Migranten. Expertisenbericht 4 zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung, Frankfurt/M.-New York 1998, S. 87-154.

Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M-New York 2000 (8. Auflage, Campus).

Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einführung in die verstehende Soziologie (1932), 5. Auflage, Frankfurt/M. 1991 (stw 92).

Selling, L. S.: Some Psychological Aspects of Nutrition, in: Journal of the American Dietetic Association, Vol. 18, 1942, S. 741.

- Shibutani, Tamotsu: Reference Groups and Social Control, in: Arnold Rose (hrsg.), Human Behavior and Social Processes, Boston 1962, S. 128 ff.
- Siefen, G./M. Peponis/S. Loof, Zur Situation von Migrantenkindern in der Bundesrepublik Deutschland. Die psychosoziale Integration von griechischen und Aussiedlerkindern und –jugendlichen, in: Die ausländische Familie, S. 63-70.
- Spiekerman, Uwe: Ernährungstrends und Esskultur – Anmerkungen zur Gegenwart und Zukunft unserer täglichen Kost, Beitrag für „Fundus 6, 1999, November-Heft“, URL:  
<http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/fundus.pdf>  
 (Dr. Rainer Wild-Stiftung, In der Aue 4, D-69118 Heidelberg).
- Spiekermann, Uwe: Esskultur heute – Was, wie und wo essen wir?, Beitrag zum Sammelband „Gesunde Ernährung zwischen Natur- und Kulturwissenschaft. Die Arbeit der Dr. Rainer Wild-Stiftung, hg. von der Dr. Rainer Wild-Stiftung“, Münster 1999, S. 41-56, URL:  
[http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/ei01\\_07.pdf](http://www.gesunde-ernaehrung.org/mediadb/pdf/22/ei01_07.pdf).
- Strüwe, Gerd: Zukunftsperspektiven von Migrantenfamilien aus der Perspektive ihrer Kinder, in: K. Lajios (hrsg.), Die ausländische Familie..., S. 117-131.
- Thomas, J. E.: Food habits of the majority: evolution of the current UK pattern, in: Proceedings of the Nutrition Society, 41, 1982, S. 211.
- Thränhardt, Dietrich: Integrationsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland – Institutionelle und soziale Rahmenbedingungen (o. J.), URL:  
<http://www.fes.de/fulltext/asfo/#E9E2>.

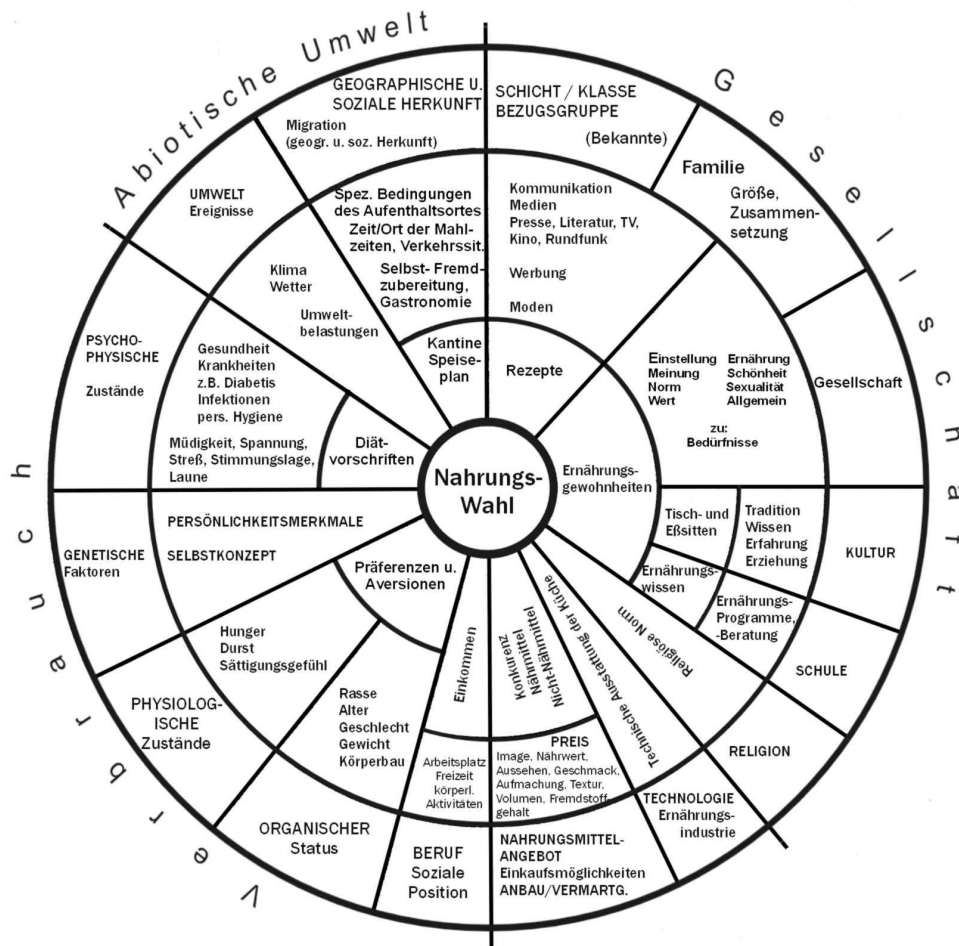
- Thränhardt, Dietrich: Einwanderungsland Deutschland – von der Tabuisierung zur Realität, in: Einwanderungsland Deutschland, S. 41-63.
- Tilkeridoy, Fotini: „Zwischen Tradition und Moderne“ – Identitätsbildung im Spannungsfeld zweier Kulturen am Beispiel der zweiten Generation von Griechen in Deutschland, in: Konstantin Lajios (hrsg.), Die ausländische Familie. Ihre Situation und Zukunft in Deutschland, Opladen 1998, S. 25-62 (Leske & Budrich).
- Tolksdorf, U.: Strukturalistische Nahrungsforschung, in: Ethnologia Europaea, Vol. IX, 1, 1976, S. 64-85
- Treibel, A.: Migration in modernen Gesellschaften, soziale Fragen von Einwanderung und Gastarbeit, Mannheim / München 1990.
- Unsel, Godela: Das Abenteuer „Erkennen“. Ein soziologischer Reisebericht, Frankfurt/Main und Leipzig 1997 (insel taschenbuch).
- „Unwort des Jahres – Walter Jens nominiert >Deutsche Leitkultur<“, Meldung von SPIEGEL ONLINE vom 4. 11. 2000, URL: <http://www.spiegel.de/druckversion/0,1588,101365,00.html>.
- Wallen, R.: Sex differences in food aversions, in: Journal of Applied Psychology, 27, 1943, S. 288-298.
- Wallen, R.: Food aversions of normal and neurotic males, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 40, 1945, S. 77-85.
- Wallen, R.: Food aversion in behaviour disorders, in: Journal of Consulting Psychology, 12, 1948, S. 310-312.
- Weber, M.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1985.



- Welt, Jochen: Von der gesellschaftlichen Selbsttäuschung zum Zuwanderungs- und Integrationskonzept, in: Ursula Mehrländer/Günther Schultze (hrsg.), Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration, Bonn 2001, S. 23-40 (J. H. W. Dietz Nachf.).
- Wirth, L.: The Problem of Minority Groups. In R. Linton (Hg.): The Science of Man in the World Crisis. New York 1945.
- Witzel, A.: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt/Main 1982.
- Wolf, R.: Meanings of food, in: Tropical and geographical Medicine, 1, 1965, S. 45-51.
- WWW-Information Ernährung und Gesellschaft, Glossar (Auszüge), URL: <http://www.bonn.iz-soz.de/themen/ernaehrung/Glossar.htm>, (o. J.), Stichwort „Ernährungssoziologie“.
- Zentrum für Türkeistudien (hrsg.): Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1994.

## Anhang

## A1: Sonnenmodell



Quelle: Forschungsbericht über die Erfassung und Deutung des menschlichen Ernährungsverhaltens - „Ernährungsmodell-Studie in Gießen“ (EMSIG), Gießen 1983 (Mitarbeiter: Dipl. Oec. Troph. H. Boeing, Dipl. Soz. A. Hendrichs, Dipl. Ing. Agr. U. Behrens; Leitung und Redaktion: Prof. Dr. Andreas A. Bodenstedt und Dr. U. Oltersdorf).

## A2: Fragebogen

<b>1) zur Person</b>	Alter: .....Jahre  Geschlecht: <input type="checkbox"/> männl. <input type="checkbox"/> weibl.  Familienstand: <input type="checkbox"/> verh. <input type="checkbox"/> led. <input type="checkbox"/> getr. <input type="checkbox"/> gesch. <input type="checkbox"/> verw.  Anzahl der im HH wohnenden Kinder: .....	سن : .....سال  جنس: <input type="checkbox"/> مذکر <input type="checkbox"/> مؤنث وضعیت زندگی: متأهل   مجرد   جدا شده   مطلقه   بیوه  تعداد فرزندان ساکن در منزل	<b>(۱) سئوالات شخصی</b>
<b>2) Zur Wohnort- und Situation im Iran</b>	Wohnort: .....  Einwohnerzahl: .....  Art der Wohnräume <input type="checkbox"/> Eigenheim <input type="checkbox"/> Miete  Größe der Wohnräume ..... ca. m2	مکان (شهر) جمعیت منزل شخصی وسعت منزل (تقریبی)	<b>(۲) مکان و طریقه سکونت در ایران</b>
<b>3) Zur Wohnort- und Situation in der BRD</b>	Wohnort: .....	مکان (شهر) جمعیت	<b>(۳) مکان و طریقه</b>

	Einwohnerzahl: .....  Art der Wohnräume <input type="checkbox"/> Eigenheim <input type="checkbox"/> Miete  Größe der Wohnräume ..... ca. m2	منزل شخصی وسعت منزل (تقریبی)	سکونت در آلمان
<b>4) Zur Schul- und Ausbildung</b>	Im Iran <input type="checkbox"/> Hauptschule <input type="checkbox"/> Mittl. Reife <input type="checkbox"/> Abitur <input type="checkbox"/> Hochschulabschluss <input type="checkbox"/> Ausbildung als .....  In der BRD <input type="checkbox"/> Hauptschule <input type="checkbox"/> Mittl. Reife <input type="checkbox"/> Abitur <input type="checkbox"/> Hochschulabschluss <input type="checkbox"/> Ausbildung als .....	در ایران: سیکل اول دیپلم در آلمان: و غیره:  سیکل دوم تحصیلات عالی حرفه	<b>۴) در رابطه با تحصیلات و حرفه</b>
<b>5) Zur beruflichen Situation</b>	Ausgeübter Beruf(e) im Iran:.....	شغل در ایران:	<b>۵) در رابطه با شغل</b>

	..... ..... Ausgeübter Beruf(e) in BRD: ..... ..... .....	شغل در آلمان:	
<b>6) Zum Lebensstil im Iran (Selbsteinschätzung)</b>	<input type="checkbox"/> Oberschicht <input type="checkbox"/> Obere Mittelschicht <input type="checkbox"/> Mittelschicht <input type="checkbox"/> Untere Mittelschicht <input type="checkbox"/> Unterschicht	قشر متمول   قشر بالا قشر متوسط   قشر پایین تر از متوسط قشر نیازمند	<b>۶) در رابطه با طبقه اجتماعی در ایران (نظریه شخصی)</b>
<b>7) Zum verfügbaren HH-Nettoeinkommen</b>	<input type="checkbox"/> bis 1.200 € <input type="checkbox"/> 1.201 bis 1.800 € <input type="checkbox"/> 1.801 bis 2.800 € <input type="checkbox"/> 2.801 bis 4.000 € <input type="checkbox"/> über 4.000 €	تا ۱۲۰۰ یورو   ۱۲۰۱ تا ۱۸۰۰ یورو ۱۸۰۱ تا ۲۸۰۰ یورو   ۲۸۰۱ تا ۴۰۰۰ یورو بالای ۴۰۰۰ یورو	<b>۷) مقدار درآمد ماهیانه (حدوداً) در آلمان</b>
<b>8) Zur Religionsangehörigkeit</b>	<input type="checkbox"/> Islamisch <input type="checkbox"/> Bahai <input type="checkbox"/> Christlich <input type="checkbox"/> Jüdisch <input type="checkbox"/> Zarathustrisch <input type="checkbox"/> Sonstige	مسلمان   بهایی   مسیحی   یهودی زرتشتی   غیره	<b>۸) مذهب:</b>
<b>9) Aufenthaltsdauer und -status in der BRD</b>	Aufenthalt in der BRD seit: .....	از: ..... وضعیت اقامت: .....	<b>۹) مدت سکونت در آلمان</b>

	Aufenthaltsstatus <input type="checkbox"/> Asylbewerber <input type="checkbox"/> Asylberechtigter <input type="checkbox"/> Aufenth.befugnis <input type="checkbox"/> Befrist. Aufenth.erlaub. <input type="checkbox"/> Unbefristete Aufenth.erkaubnis <input type="checkbox"/> Aufenthaltsberecht. <input type="checkbox"/> Einbürgerung <input type="checkbox"/> Sonstiges	متقاضی پناهندگی      پناهنده پناهندگی اجتماعی      اقامت دائم ملیت آلمانی      غیره	
<b>10) Zu Deutschkenntnissen (Selbsteinschätzung)</b>	<input type="checkbox"/> Sehr gut <input type="checkbox"/> Gut <input type="checkbox"/> Mittel <input type="checkbox"/> Ausreichend <input type="checkbox"/> Eher schlecht <input type="checkbox"/> Kaum	عالی   خوب   متوسط   کافی نه چندان خوب   بد	<b>۱۰) در رابطه با تسلط در زبان آلمانی (نظریه شخصی):</b>
<b>11) Zur Ernährungsgewohnheiten</b>	Welche Küche bevorzugen Sie in Ihrem Alltag? Wieviele Mahlzeiten nehmen Sie pro Tag ein? Bevorzugen Sie drei größere Mahlzeiten pro Tag oder eher kleinere Mahlzeiten incl. Zwischenmahlzeiten?	روزمره چه نوع غذایی را ترجیح می‌دهید؟ چند وعده غذا می‌خورید؟ فقط در وعده های اصلی غذا میل میکنید و یا بین آنها(فرعی) هم غذا می‌خورید؟	<b>۱۱) عادات تغذیه</b>
<b>12) Zur Rolle der Religion</b>	In welcher Weise wird Ihre Ernährung von religiösen Vorschriften beeinflusst?	قوانین مذهبی چه تأثیری در تغذیه شما دارد	<b>۱۲) در رابطه با مذهب</b>
<b>13) Zu den Ernährungstabus</b>	Gibt es etwas, was Sie nie essen würden? Gibt es etwas, was Sie im Iran nie gegessen hätten, aber hier in der BRD essen?	چیزی هست که شما هیچوقت نمی‌خورید چیزی هست که شما در ایران امکان نداشت	<b>۱۳) در رابطه با محدودیت‌های تغذیه</b>

	sen hätten, aber hier in der BRD essen?	از آن استفاده کنید ولی در آلمان میخورید	
<b>14) Zur Tradition und Sozialisation</b>	Was haben Sie am meisten in Ihrer Kindheit verzehrt?	در دوران کودکی به چه نوع غذایی علاقه مند بودید؟	<b>۱۴) در رابطه با سنتها و سوسیالیزاسیون (تربیت اجتماعی)</b>
<b>15) Zur Einstellung über das Essen</b>	Wie hoch ist der Stellenwert des Essens für Sie? Sind Sie ein Genießer oder eher neutral eingestellt? Essen Sie eher schnell oder lassen Sie sich für Ihre Mahlzeiten Zeit?	صرف غذا برای شما چه ارزش معنوی دارد؟ غذا را برای لذت بردن یا برای سیر شدن صرف می کنید؟	<b>۱۵) در رابطه با ارزشهای معنوی تغذیه</b>
<b>16) Zu den Kenntnissen über andere Esskulturen</b>	Kennen Sie die deutsche Küche? Wenn ja, wo haben Sie sie kennen gelernt und wie beurteilen Sie sie?	آشنایی با فرهنگ و عادات غذایی آلمانی دارید؟ اگر دارید، در کجا با آن آشنا شدید؟ و آن را چگونه یافتید؟	<b>۱۶) در رابطه با شناخت فرهنگهای دیگر</b>
<b>17) Zum Essen in der Gastronomie</b>	Besuchen Sie Restaurants? Wenn ja, welche Speisen bevorzugen Sie, dort zu bestellen?	به رستوران میروید؟ اگر میروید، چه نوع غذایی را در آنجا سفارش میدهید؟	<b>۱۷) در رابطه با غذای مهمانخانه ها</b>
<b>18) Zu den Einkaufsgewohnheiten</b>	Wo kaufen Sie bevorzugt Lebensmittel ein und wie häufig kaufen Sie in iranischen Spezialitäten Läden ein?	کجا خرید مواد غذایی میکنید؟ چند بار در هفته در سوپر های ایرانی خرید میکنید؟	<b>۱۸) در رابطه با خرید مواد غذایی</b>
<b>19) Zu den</b>	Wie haben sich Ihre Eßgewohnheiten verändert, seit Sie in der BRD leben?	چگونه عادات غذایی شما در آلمان تغییر نموده است؟	<b>۱۹) در رابطه با تحولات</b>

<b>Veränderungen bei Eßgewohnheiten</b>	ändert, seit Sie in der BRD leben? Essen Sie, seitdem Sie in der BRD leben, vermehrt „aus der Dose“ bzw. vorgefertigte Mahlzeiten, die man nur aufwärmen muss?	از وقتی که به آلمان آمده اید، آیا بیشتر غذاهای حاضری و یا خانگی (تازه) صرف مینمایید؟	<b>غذایی</b>
<b>20) Zur Akzeptanz gegenüber der neuen Gesellschaft</b>	Wie finden Sie das alltägliche Leben in der BRD, wenn Sie es mit Iran vergleichen? Empfinden Sie das alltägliche Leben in der BRD eher als hektisch, oder ist Ihr Lebensrhythmus, im Vergleich zu Ihrem Leben im Iran, eher gleich geblieben?	نظرتان در باره زندگی روزمره در آلمان (در مقایسه با زندگی در ایران) چیست؟ آیا جامعه آلمان برای شما باعث بیقراری و التهاب بیشتر در مقایسه با زندگی در ایران میشود؟ و یا هیچگونه تغییری در آن نمیبینید	<b>۲۰) در رابطه با پذیرفتن جامعه جدید</b>
<b>21) Zur sozialen Integration</b>	Welche Rolle glauben Sie, spielen Ihre „alten“ Lebens- und Eßgewohnheiten bei Ihrer Integration in der neuen Gesellschaft? Haben Sie bestimmte alte Ess- und Trinkgewohnheiten aufgegeben, weil sie dachten, Sie müssten sich auch auf diesem Gebiet Ihrer neuen Umgebung anpassen? Gab es für Sie in der BRD Momente, in denen Sie sich aufgrund Ihrer subjektiven Eßgewohnheiten nicht wohl gefühlt haben?	به نظر شما چه نقشی عادات غذایی قدیمتان در رابطه با همزیستی در آلمان بازی میکند؟ آیا شما از عادات غذایی خاصی چشم پوشی میکنید، زیرا معتقدید که باید خود را با جامعه وفق دهید؟ آیا در آلمان مواردی وجود داشته اند که شما بر اساس عادات غذایی شخصی خود احساس خوبی نداشتید؟	<b>۲۱) در رابطه با انتگراسیون هم‌رنگی با جامعه، (همزیستی، تعیین نقش اجتماعی)</b>
<b>22.) Frage zu Genussmitteln</b>	Nehmen Sie, seitdem Sie in der BRD leben, vermehrt Genussmittel zu sich, z.B. Alkohol oder Süßigkeiten, oder sind in dieser Beziehung Ihre Gewohnheiten gleich geblieben? Oder nehmen Sie eher weniger Genussmittel zu sich?	از زمانی که در آلمان زندگی میکنید، آیا بیش از قبل از نوشیدنیهای الکلی و شیرینیجات استفاده میکنید؟ یا از این جهت عاداتتان فرقی نکرده؟ یا کمتر از آنها مصرف میکنید؟ و یا اینکه بکلی از آشامیدن نوشیدنیهای الکلی صرف نظر میکنید؟	<b>۲۲) در رابطه با کیف آوریها</b>



	Oder lehnen Sie z.B. Alkohol als Genussmittel grundsätzlich ab?		
<b>23) Zu den subjektiven Erwartungen</b>	<p>Fühlen Sie sich hier integriert? (Schätzen Sie selbst Ihren Integrationsgrad auf einer Skala von 0 bis 10 ein: 10 total integriert – 0 überhaupt nicht).</p> <p>Wenn eher nein, haben Sie negative Erfahrungen mit Deutschen gemacht? Im Alltag oder eher mit staatlichen Behörden?</p> <p>Welche Maßnahmen müssten Ihrer Meinung nach in der deutschen Gesellschaft ergriffen werden, damit Sie sich hier integriert fühlen und wer müsste den ersten Schritt einleiten? Sie oder die Anderen?</p> <p>Warum?</p>	<p>تا چه حد احساس همزیستی در آلمان میکنید؟ (لطفاً رقمی بین ۰ تا ۱۰ را انتخاب کنید، رقم ۱۰ بالاترین بوده و نشانگر همزیستی کامل میباشد) اگر نظرتان منفی است، آیا با آلمانیها تجربه یا برخورد منفی داشتید؟ به عقیده شما چه اقداماتی در جامعه آلمان باید صورت بگیرد تا شما بتوانید در اینجا احساس همزیستی بکنید؟ کدام طرف به عقیده شما قدم اول را بردارد؟ شما یا جامعه آلمان</p>	<b>۲۳) در رابطه با توقعات شخصی شما</b>